

Zeitschrift: Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins
Zentralschweiz

Herausgeber: Historischer Verein Zentralschweiz

Band: 91 (1936)

Artikel: Alois Reding : Landeshauptmann von Schwyz und erster Landammann
der Helvetik

Autor: Wyss, H.A.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-118111>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alois Reding

Landeshauptmann von Schwyz und erster Landammann der Helvetik.

Von H. A. Wyß.

Die Zeit der Landeshauptmannschaft

Jugendjahre und Bernerzug.

Alois Reding wurde am 6. März 1765 im Reding-Haus zu Schwyz, an der Schmidgasse, geboren als jüngster Sohn des Landeshauptmanns Theodor Anton von Reding und der aus Glarus gebürtigen Magdalena Freuler.¹ Dem Geschlecht der Reding, einer der angesehensten und zeitweise in der Eidgenossenschaft führenden Familien, lag das Kriegshandwerk im Blute. Nicht weniger als 28 Offiziere Reding standen bei Charleroi unter den Fahnen Ludwigs XV.² Auch der Vater von Alois, ein hochgeachteter, begüterter Mann, ging aus dem Soldatenstand hervor und lebte später als ein aus spanischem Dienst zurückgezogener Oberstleutnant auf seinem Gut.

Der Knabe verbrachte eine herbe Jugend. Dem kaum Vierjährigen starb die Mutter, eine gütige Frau. Für seine Erziehung geschah nichts Gründliches. In der rückständigen Schule des Fleckens Schwyz mußte seine geistige Entwicklung zu kurz kommen. Der Unterricht war ungenügend und die Abneigung des Schülers gegen dessen Besuch war begreiflich. Mehr Einfluß gewannen der Vater und die um vieles ältere Schwester Magdalena, die

¹ Diese und weitere Einzelheiten stützen sich auf das Ms. im Archiv Reding, „Abriß der Lebensgeschichte meines sel. Vaters Alois v. Reding, verfaßt von seinem Sohn“.

² Vgl. Art. Reding, Allg. deutsche Biographie, Bd. 27, Hist.-Biogr. Lexikon und Mitteilung des hist. Vereins des Kt. Schwyz, 1897, 10. Heft, 267 ff.

Mutterstelle versah. Dem Knaben prägten sich die Geschichte seiner Ahnen wie allgemeine Beispiele der kriegerischen und bürgerlichen Tugenden in der Geschichte für das Leben ein. Sein Charakter formte sich im Kreise einer gottesfürchtigen Familie.

Mit sechszehn Jahren trat Alois als Kadett in spanischen Kriegsdienst, wo seine zwei Brüder im Anfang ihrer Karriere standen. Theodor sollte der Sieger von Baylen, Marschall und Grande von Spanien werden. Auch Nazar brachte es zum Marschall und Gouverneur der Balearen.

Der junge Soldat beteiligte sich schon im Jahre seines Dienstantrittes, 1781, an der Belagerung der Festung St. Philippe auf der Insel Minorca und erlebte ihre Uebergabe. Er wird als strebsamer, wissensdurstiger Jüngling geschildert. „Die redliche Offenheit seines Charakters erwarb dem wohlgebauten Alpensohn, der mit schweizerischer Redlichkeit heiteren Frohsinn verband, gleich bei seiner Ankunft in Spanien die Zuneigung sehr angesehener Familien des Landes. Unter der vortrefflichen Leitung seines ältesten Bruders Theodor widmete er sich mit Beharrlichkeit dem Studium der Kriegskunst und erlernte die bedeutendsten der lebenden Sprachen. In der Gesellschaft mehrerer gebildeter Männer fanden sein wißbegieriger Geist und seine glückliche Anlage Gelegenheit, dasjenige für seine wissenschaftliche Bildung nachzuholen, was ihm in den früheren Jahren zu lernen nicht vergönnt gewesen war.“ Im Jahre 1783 finden wir Alois als Hauptmann wieder. Er bewies in den Kämpfen mit den Franzosen bei mehreren Gefechten große Tapferkeit; bei der Verteidigung einer Schiffsbrücke über den Fluß Bidassoa wurde ihm der rechte Schenkel durchschossen. Das Klima Spaniens war ihm nicht zuträglich. Während seines Dienstes an der Küste von Mallorca, wo er Station hatte auf einem gegen die Seeräuber erbauten Turm, erkrankte er 1784 so gefährlich, daß die Aerzte die Rückkehr nach

der Heimat als einziges Rettungsmittel erklärten.^{2*} Schwer krank reiste er nach Hause und genas völlig durch die Heilquellen von Fideris. Neugestärkt und erholt durch einen Aufenthalt im Kreise seiner Familie kehrte er zu seinem Regimente zurück.

1791 finden wir Reding als Oberstleutnant wieder in der Schweiz. Während dieses Aufenthaltes in der Heimat schickte ihn die Landsgemeinde als Gesandten in die ennetbirgischen Vogteien.^{2**} Erschüttert von den schlimmen Zuständen kehrte er zurück. „Hätte ich gewußt“, so äußerte er sich im Kreis der Familie nachher, „mit welchem Mißtrauen und mit welcher Verachtung man die Gesandten in diesem unglücklichen Lande ansieht, würde ich eine Gesandtschaft dahin nie angenommen haben.“ 1794 ließ er sich dauernd in Schwyz nieder. Sein Bruder Rudolf, Offizier in einem französischen Garderegiment, wurde beim Sturm auf die Tuilerien am 10. August 1792 verwundet und im Verlauf der Septembermorde im Gefängnis der Abbaye hingschlachtet. Der greise Vater sehnte sich nun in seinem Schmerze nach einem der Söhne. Vielleicht war auch das spanische Klima der zarten Gesundheit Redings auf die Länge nicht zuträglich, so daß ein Grund den andern unterstützte.

In reger Teilnahme an der Ausbildung der Jugend und einer Reform der Heeresorganisation fand der dreißigjährige Offizier einen neuen Wirkungskreis. In diese Zeit fiel auch die wertvolle Bekanntschaft mit Zschokke, die schnell zur innigen Freundschaft gedieh. 1797 vermählte Reding sich mit Luise Bachmann, der einzigen Tochter des Kommandanten Bachmann aus Näfels. Das Glück hatte keine Dauer. Die Frau starb ihm schnell weg, schon im elften Monat der Ehe, kurz nach der Geburt eines Kindes. Des kleinen Mädchens nahm sich die gleiche

^{2*} Die monatlich wechselnde Besatzung verlor infolge des mörderischen Sumpfklimas die Hälfte ihres Bestandes: H. Escher, Neujahrsblatt Zürich 1909, S. 21.

^{2**} Eidg. Absch. VIII. 167.

Pflegemutter an, die schon den Vater mütterlich betreut hatte. Neben dem häuslichen Unglück erwuchs nun auch gewaltig das Unglück des Vaterlandes. Bereits 1796 stand Reding mit einem Hilfstrupp Schwyzer an der Rheingrenze, wie Faßbind in seiner „Vaterländischen Profangeschichte“ erzählt, jetzt, 1798, sollte er als Landeshauptmann den schwyzerischen Zuzug nach Bern führen. Immer unmittelbarer wurden die Gefahren des revolutionären Frankreich für die Schweiz. Ein starkes Truppenkontingent sammelte sich am Genfersee und bedrohte die Waadt. Zweimal schickte der Stand Bern an Schwyz Bericht über das Vorrücken der französischen Truppen und bat um „wirkliche Bereitung tätiger Hilfe“. Am 21. Dezember 1797 beschloß die zu Ibach vor der Brugg versammelte Landsgemeinde (Vgl. den Wortlaut des Beschlusses in Faszikel 205, Archiv Schwyz):

1. Die Absendung von zwei Ehrengesandten an die Tagsatzung in Aarau und eines Repräsentanten nach Bern mit der Instruktion, „in Einigkeit und Freundschaft alles abzutun, was das Beste unseres Standes, ja der gesamten löblichen Eidgenossenschaft befördern und erhalten möchte. Sollten aber Sachen in Bewegung gebracht werden, so die Freiheit, die Religion, die Sitte unseres Vaterlandes, unsere Verfassung, eines jeden Eigentum, die Verletzung der eidgenössischen Integrität betreffen würden, so solle dann unser dermal gefaßte feste Entschluß dahin eröffnet werden, daß wir wider dies alles nichts zugeben, sondern der von Gott und unserer von den Vorfahren erhaltenen und ererbten Religion, sowie den Gesetzen, als getreue, aber freie Leute eher alles wagen und aufopfern werden, als etwas unserer Freiheit und Verfassung und Religion Nachteiliges zu gestatten“.

2. Dem Hilfsgesuch von Bern wird damit entsprochen, daß das bereits ausgezogene Piquett von 600 Mann ohne Verzug marschfertig gemacht wird und auch das 2. Piquett ohne Zeitverlust ausgezogen werden soll.

3. Vor dem Abmarsch tritt noch einmal die Landsgemeinde zusammen und bestimmt, wie viel Volk aufbrechen soll. Der regierende Ammann ist bevollmächtigt, wenn Gefahr im Verzuge ist, die Landsgemeinde durch Sturmläuten zusammenzurufen. Von 16 Jahren an hat jeder „ehrliche Landmann“ zu erscheinen.

4. Wurde der Beschluß gefaßt, Vaterland, Freiheit, Religion, Verfassung und Eigentum notfalls durch einen allgemeinen Land-

sturm zu verteidigen, „so daß in diesem Notfall alle für einen und einer für alle stehe, die Gefahr, Lieb und Leid, wie würdige Abstämmlinge unserer großen Väter miteinander tragen, ja eher alles aufopfern wollen“, als die genannten Güter zu verlieren.

Am 31. Dezember wurden alle gefreiten Landleute auf den 1. Januar ins Rathaus geboten, wo sie bewaffnet, mit Unter- und Uebergewehr, Patronentaschen etc. erscheinen sollten, damit das allgemeine Waffenverzeichnis aufgenommen werden konnte.⁵

Das neue Jahr vermehrte die Besorgnisse von Schwyz. Der nach Bern gesandte schwyzerische Repräsentant, Karl Reding (1791—93 Landammann), warnte vor der üblen Gesinnung Frankreichs. In seinem Brief vom 3. Januar schrieb er, es seien von Paris geheime Nachrichten eingelaufen, „daß die feindselige Absicht der Franken dahin gehe, an den Grenzen der Schweiz überall, wo sie können, Truppen zu legen, die ökonomischen Kräfte der Grenzstände zu erschöpfen, die innern Stände in steter Spannung zu erhalten, selbe dadurch zu ermüden, die demokratischen Stände von den aristokratischen zu trennen, in den letztern Aufwiegelung und Empörung anzuzetteln, die Empörung zu unterstützen und so eine Verfassung nach der andern zu zertrümmern und auf diesen Trümmern eine neue Republik nach französischem Zuschnitt zu gründen. Der Anfang zur Ausführung dieses abscheulichen Planes wird allem Anschein nach damit gemacht werden, die übelgesinnte Menschenklasse in allen eidgenössischen Staaten in Gärung zu setzen, wozu Flugschriften und Emissäre als die zweckmäßigsten Mittel gebraucht werden.“ Karl Reding schrieb weiter von den Versuchen, die Franzosen „durch Vorstellungen und Negoziationen“ zur Räumung der bedrohlichen Besetzung der Grenzgebiete zu veranlassen.

Auch von der Tagsatzung in Aarau lief kein guter Bericht ein. Das schwyzerische Begehren um bundes-

⁵ Faszikel 205, Kantonsarchiv Schwyz, zit. Gander, S. 10.

gemäße Unterstützung hatte keinen Erfolg. Schwyz begann daher mit der eigenen Getreideversorgung für den Kriegsfall.⁶ Am 19. Januar richtete es ein ausführliches Schreiben an Abt Beat von Einsiedeln, worin es den Fürstabt ersuchte, einen Vorrat von 1000 Säcken Frucht anzukaufen. Der Abt versprach, zur Erfüllung dieses Ansuchens sich die größte Mühe zu geben. Auch Zürich gewährte den Ankauf von 200 Mütt Frucht auf seinem Kornmarkt.

Ueber die Untätigkeit der schwyzerischen Regierung besorgt, schreibt K. Reding am 27. Januar,⁷ es gebe nur eine Antwort auf die Entwicklung der Lage: „Als ehrliche Leute unsere Bundespflicht zu erfüllen, solange als der Bund besteht und somit unsere Brüder gegen äußere Feinde zu verteidigen, wenn auch bei unsern Brüdern vereinter Mut beim Verteidigen unseres Vaterlandes herrscht, aber, ohne unser Leben fruchtlos zu opfern, wieder heimzuziehen und so gut als möglich für uns zu sorgen, wenn die innere Zwietracht der größern Stände ihren eigenen Umsturz bewirkt und sie zur Rettung des Ganzen untüchtig macht.“ Schon einen Tag später schrieb er noch dringender: Schwyz werde doch nicht der letzte Stand in der Erfüllung der Bundespflicht sein wollen, „besonders in dem entscheidenden Augenblick, wo das Vaterland durch eine schleunige Vereinigung aller Kräfte noch gerettet werden kann“. Glarus hatte sich als erster Stand zur Absendung der Truppen entschlossen. Anfangs Januar waren 400 Mann nach Bern abmarschiert. Auch Luzern schickte sein Regiment, aber nur bis an die bernische Grenze. Schwyz zögerte noch immer und lud schließlich eine dreiörtige Konferenz ein.⁸

⁶ Faszikel 205, Kantonsarchiv Schwyz.

⁷ Gander, S. 20.

⁸ Die dreiörtige Konferenz am 6. Februar war ein kläglicher Mißerfolg. Eine einheitliche Aktion unterblieb. Jeder Kanton sollte handeln, wie es ihm beliebe.

Aus Uri lief darauf Bericht ein, sie hätten bereits ein Aufgebot erlassen, das nur noch die letzten Marschbefehle abwarte — da ließ es Schwyz endlich keine Ruhe mehr. Auf den 1. Februar wurde mit Kanonenschüssen und Sturmläuten die Landsgemeinde angezeigt. Nach ihrem Beschluß sollten 1200 Mann Bern zu Hilfe eilen. Die erste Hälfte, mit Reding an der Spitze, erhielt Weisung, mit den Mannschaften von Zürich, Luzern und Uri vorzurücken; die zweite Hälfte der Mannschaft hatte sich an die Luzerner, Unterwaldner und Zuger anzuschließen. Mit der Kriegsführung wurde eine Kommission von vier Kriegsräten betraut.⁹ Wieweit sie Kommandogewalt besaßen oder dem Landeshauptmann zu befehlen hatten, stand offen, wie überhaupt das Verhältnis zwischen Kriegskommission und Landeshauptmann ebenso ungeregt wie undurchsichtig ist. Die Kriegsräte stellten im Bernerzug eine Art von politischem Verbindungsstab mit den Kriegskommissionen der andern Stäbe dar. Zuweilen stellten sie mit einem Befehl die Verbindung zur Truppe her; aber Reding tat dessenungeachtet im Einvernehmen mit der Mannschaft, was ihm das Richtige erschien.

In der March war indes das Aufgebot nicht glatt durchgegangen.¹⁰ Aufgehetzt vom Zürichbiet her, aus der Gegend von Glarus und St. Gallen, verweigerten die aufgebodenenen Untertanen den Abmarsch. Die Offiziere wurden bedroht, sie sollten Auskunft geben, wohin es gehe, warum und gegen wen man zu Feld ziehe. Ein bekümmelter Bericht der schwyzerischen Bevollmächtigten ging an die Regierung ab: „Euer Gnaden wissen, daß man allorten um uns herum nach Freiheit und Gleichheit schnaubet und der so schmeichelhafte Name Freiheit berauschet

⁹ Gander, S. 22.

¹⁰ Auf eine Petition der March vom 11. Februar erfolgte dann der Freilassungsbeschluß der Tagsatzung am 18. Februar, in den auch die Beisassen einbezogen wurden. — Vgl. Dom. Styger, Die Beisassen des alten Landes Schwyz.

unser Landvolk. Sogar die Glarner verwickeln und verderben ein Volk, das von echtem Gehorsam gegen seine Obrigkeit gesinnt war.“¹¹ Die Freiheit allein könne die Leute wieder zu ihrer Pflicht führen.

Reding hatte von der Regierung Instruktion, nur dann die Waffenhilfe eintreten zu lassen, wenn er das Volk von Bern entschlossen sehe, den Feind vom deutschen Gebiet der Stadt abzuhalten. Im andern Falle habe er mit seinen Truppen umzukehren. Unter diesen Umständen war die Aufgabe des Marsches als einer militärischen Beobachtung zum vornherein gegeben, wenn nicht außerordentliche Verhältnisse eintraten.

Ueber den Bernerzug besitzen wir außer dem ausführlichen, von Hilty¹² erstmals veröffentlichten Rapport des Artilleriehauptmanns Alois Hediger die sozusagen völlig unbekannte Schilderung eines mitmarschierenden Musikanten.¹³ Der Brief von Augustin Gyr an seinen Bruder, P. Basilius, Klosterherr in Rheinau, ist eine frische, köstlich naive Erzählung, die die Empfindungsart des einfachen Mannes veranschaulicht und eine Reihe unbekannter Einzelheiten enthält:

„Es war der 1. März, als wir mit gesamter Feldmusik in die Stadt Bern zogen, um teils diese Stadt zu betrachten, teils aber unsere Musik hören zu lassen, indem wir vernahmen, daß die Feldmusik der Stadt Bern nicht zu stark wäre, daß wir uns nicht dürften hören lassen; übrigens waren von Einsiedeln 4 bei der Musik, welche ihm können bekannt sein; nämlich Conrad Gyr vom Pfau als Fagottist, Gerold Gyr, des Sigristen Thietland Bruder, als Cornist, Ig. Maria Kälin des Anelers mit der großen Trommel. Diese waren bei dem ersten Piquet ausgezogen; jugendliche Hitze aber eines Teils, und

¹¹ Id. S. 24, s. den im Sinn gleich lautenden Bericht von Karl Reding aus Bern, Fasz. 205, Kantonsarchiv Schwyz. „Jeden Schritt, der die Regierung mit dem Volk vereint, können wir als ein Rettungsmittel betrachten.“

¹² Hilty, Vorlesungen über die Helvetik, Anhang; vgl. auch Gander, 82 ff.

¹³ Br. von Aug. Gyr, Ms. Staatsarchiv Zürich, ohne Datum. Um 1890 (?) veröffentlicht im „Volksblatt des Bezirkes Höfe“.

auch Begierde etwas zu erfahren, trieben mich an, 2 Täg nach ihrem Marsche ihnen nachzugehen und mich als B-Clarinettista zur Musik zu stoßen; übrigens hatten wir noch bei uns 1 B-Clarinettista, 2 Dis-Clarinettista, 1 Fagottist, 1 Serpang, 2 Pfeifchen, 1 Cornu, 1 Trompete und die Blatten; in allem waren bloß 14 an der Zahl. Wie ich oben sagte, waren wir den 1. März in der Stadt; denn wir lagen sonst zu Buchsee 2 Stunden hinter der Stadt gegen Büren; obwohl zwar die Berner immer Arg in ihren Handlungen alles ordneten, brauchte es hier doch kein extra Genie, um ihre Falschheiten einzusehen; denn wir gingen auch in ihre Zeughäuser; diese waren freilich etwas majestätisch und über alle Erwartung mit allen nur erdenklichen Mordinstrumenten vollgefropft; was nützt mir aber die Menge des Wassers, wann ich das umfressende Feuer nicht zu löschen trachte. — Von hier bestiegen wir den Rambar (= rempart) der Stadt, weil uns notwendigerweise die Völle der Zeughäuser von der Festigkeit desselben zeugen mußte; hier nun (wer sollte es glauben!) fanden wir um die ganze Stadt herum nicht 15 Kanonen aufgepflanzt, obwohl man in den Zeughäusern vor Menge derselben kaum stehen konnte. — Aus diesem kann [man] schließen, wie stark ihre Grenzen möchten bestellt gewesen sein. — Endlich rückte der Abend an, wir hatten im Sinn, in der Stadt zu übernachten, um den nächsten Tag mit klingendem Spiel aus derselben zu ziehen; als plötzlich um 10 Uhr in der Nacht ein Offizier aus unserem Piquette mit der Staffette ankam, welcher uns zurückrufte, mit Vermelden, daß bei Büren und Murten angegriffen worden, unser Piquet versammelt, und alle Augenblicke Ordre zum Abmarschieren erwarte; wir mußten uns also schleunigst aufmachen. — Dies war die erste Nacht, in welcher das Brüllen donnernder Kanonen in unsern Ohren widerhallte; wir zogen also zu unserem Piquette zurück, welches bei unserer Ankunft schon nicht mehr versammelt, und wieder in ihre Quartiere zurück waren; weil der Abmarsch zu unserm größten Glück bis auf morgigen Tag hinterhalten wurde; endlich brach der zu unserm Untergang bestimmte Tag an, es war der 2. März, morgens um 10 Uhr, als wir zu Buchsee abmarschierten, um näher bis Büren gegen den Feind zu dringen; freilich hatten wir diesen ganzen Tag keine einzige Staffette bekommen, wo sich der Feind aufhielt, ob er zurückgeschlagen, ob er vorrückte, oder wie sich die Sache verhielte: unsere einzigen Botschafter waren brummende Kanonendonner, welche uns freilich den Feind immer näher ankündigten. Wir zogen also, ich kann sagen mit mehr blindem als vorsichtigem Eifer, immer näher den uns gerichteten Fallstricken entgegen: Abends um 4 Uhr endlich naheten wir uns Oberwil, wo wir diese Nacht Quartier zu nehmen willens waren, als eben ein gemeiner Berner ohne Hut mit bangem Herzen bei uns vor-

beieilte. Ich mit einigen Kameraden bestellte ihn und fragte, wo er herkäme. „Von dem Feind“, konnte er mit halbgebrochener Stimme sagen. „Wo hält sich jetzt der Feind auf?“, fragte ich ferner. „Dort ennet jenem Hügel“, sagte er, „haben wir geschlagen; unsere Leute liegen wir Schneeflocken aufeinander, unsere Offiziere und Hauptleute haben uns verlassen, und so waren wir ohne Anführer in Mitte der Feinde; die Franzosen kommen wirklich diese Straße hinauf, die Reiterei voran; sie werden bald anrücken.“ — Hier kann man sich vorstellen, wie uns zu Herzen war. Das Schwyzer-Piquet war allein; wir wußten nicht, wo die Urner, nicht wo die St. Galler, nicht wo die Glarner lagen und konnten uns auch von den Bernern keine Hilfe versprechen. Weil wir nun einen strengen Marsch gemacht und eine kleine Refektion zu nehmen willens waren, kommandierte unser Hauptmann, die Gewehre abzustellen und sich ein wenig zu erholen, doch, daß man nicht zu weit auseinander ginge, damit man höchstens in einer Viertelstunde wieder beisammen wären, wo wir dann die andern Truppen der Kantone rekognoszieren und uns zu ihnen stoßen wollten. Das Volk ging also auseinander. Allein keiner hatte noch ein Haus betreten, als unser Spion zurückritt und uns die Ankunft französischer Reiter ansagte, wo alsbald alle ihre Gewehre ergreifen und die Bajonetten aufpflanzen mußten; dann zogen wir uns in ein kleines Buchenwäldchen zurück, wo freilich die Reiterei so gut als auf ebenem Felde hätte agieren können, denn es war sehr weit-sichtig. Hier postierten wir uns gegen die Straße, obwohl nicht einmal 600 Mann stark. Während der Zeit spionierte unser Kommandant, Alois Reding, welcher binnen einer Viertelstund wieder zurückritt. Er wurde von diesen Reitern verfolgt; sieben Schüsse gingen auf ihn, allein ein einziger durchschloß ihm den Hut. — Ein großes Glück für uns, daß er nicht erschossen worden. Dieser brachte die Nachricht, daß sie sich gegen Solothurn ziehen. Er vermeinte, sie möchten uns den Weg zum Rückmarschieren abschneiden zu versuchen; wir zogen uns also in aller Eil bis Buchsee wieder zurück, wo wir in der Nacht um 12 Uhr anlangten. Unsern Anführern, welche die Verrätereiein-sahen, und durch diese Gefahr getäuscht waren, gefiel die Sache gar nicht mehr. Sie ließen also das Volk beisammen, willens sich zu beratschlagen, ob man sich gänzlich nach Haus begeben sollte; morgens um 3 Uhr erhielt das Volk die Ordre, sich ein wenig zu erholen, daß es aber auf den ersten Schlag der Trommel wieder unverzüglich auf dem Sammlungsplatze einfinden soll. —

Den 3. März nun am Morgen um 8 Uhr langte auch der Berner General Erlach mit einer Kompanie Füsiliere und 2 Companien Cavalleristen hier in Buchsee an, welche sich bei Büren zurückgezogen. Das Volk war erstaunlich verwirrt und schäumte vor Wut über diesen

General, welcher ebenfalls mit Falschheit umging (nach damaliger Auffassung und in Hinsicht des Streites der Friedens- und Kriegspartei zu Bern). — Einige riefen: „Gehen wir, wollen ihn erdrosseln“, andere: „Wir wollen diesen Spitzbuben durchbohren, er verdient nicht mehr“, und so ging es den ganzen Morgen. Und so ging es überall verwirrt zu, die Franzosen rückten immer vor, weil ihnen schier niemand Widerstand tat. Bei Murten zogen sie ein ohne Blutvergießen, denn der Bernergeneral verbot seinen Leuten bei Kopfverlust zu schießen. So ging es überhaupt; ja man fand sogar Karteschen, Patronen mit Sand angefüllt, mit Pantoffelhölzern Kugeln. — Nachmittag endlich um 12 Uhr, als wir vernahmen, daß die Franzosen immer näher kämen, auch vom Gemurmel des Volkes unter ihnen selbst den Aufstand befürchteten, zogen wir von Buchsee ab unter dem Vorwand, wir hätten aus der Stadt Ordre erhalten, und zogen bis Worb. Auf diesem Marsche sahen wir die Franzosen von Solothurn gegen Buchsee eine andere Straße aufmarschieren, vernahmen auch des anderen Morgens, daß die Bernerbauern eine halbe Stund nach unserem Abmarsch von Buchsee den dortigen Landvogt durchstochen, den General Erlach erschossen, auch daß die Franzosen das Dörflein in Brand gesteckt. — Zu Worb blieben wir den andern Tag liegen, wo dann auch die Urner, Glarner und St. Galler zu uns kamen. Freilich würden wir eine kleine bataille auszuhalten jetzt uns nicht geschochen haben; allein wer wagt wohl sein Leben, wenn er sieht, daß es nichts nützt, das alles unter der Hand gespielt, und Verrätere die Oberhand hält? — Wir zogen nun, ohne weitere Ordre zu erhalten, den 4. März von Worb fort, als eben die Franzosen in die Stadt Bern einrückten; und wir hatten von Glück zu sagen, daß wir so unversehrt aus den Bernergrenzen entkamen. Uebrigens waren wir 5 Wochen von Hause; und wir werden nun suchen, uns in unsern Grenzen zu verteidigen. Allein es wird wenig mehr fruchten. Luzern Zürich, Zug und dergleichen seien alle ganz nationisch; auch zu Schwyz wollen sie uns immer die französische Constitution aufdringen. Kurz, es geht überhaupt auch hier so verwirrt zu, daß ich ihm keinen vernünftigen Austrag des Handels zu berichten im Stand wäre. Wir wollen uns Gott und seiner göttlichen Mutter überlassen, was Sie mit uns vorhaben, von ihren Händen demütig annehmen. Uebrigens grüße er mir alle im Kloster. Ich geharre mit wahrer Bruderliebe wie immer sein bestgeneigter Bruder

Augustin Gyr.

Der Rückmarsch von Bern nach Schwyz erfolgte reibungslos. Am 9. März erstattete Reding auf dem Platz in Schwyz vor dem öffentlichen Rat Bericht. Das Pikett

war genau einen Monat abwesend gewesen und kostete 1300 Dublonen.¹⁴

Zu Hause erzählte Reding noch eine Episode des Marsches nach Bern: „Er sei mit seinem Volke in solch verzweifelte Lage gekommen, daß er sich nicht mehr zu halten wußte. In dieser Verlegenheit habe er Gott und Maria um Hilfe und Licht angefleht und habe darauf den Weg nach Hause angetreten. Wäre er einen andern gegangen, so wären sie alle verloren gewesen. In diesen verzweifelten Umständen hatten sämtliche Truppen eine Wallfahrt nach Einsiedeln gelobt. Am ersten Sonntag nach ihrer Rückkehr verrichteten sie in großer Andacht und Erbauung ihr Gelübde.“¹⁵

Die Vorgeschichte der Maikämpfe.

Mit dem Hilfszug nach Bern war kostbare Zeit verloren. Militärisch wurde nichts erreicht. Die Gefahr eines französischen Einmarsches war unmittelbar nah, und nach dem Fall von Bern war eine schleunige Entscheidung geboten. Trotzdem wurde die Zeit mit Verhandlungen weiter vertrödelte.

Es lag daran, daß lange vor Beginn der Feindseligkeiten im Lande Schwyz über die weiteren Maßnahmen die größte Uneinigkeit herrschte. Ein Riß des Mißtrauens lief durch das Volk. Da erstarkte zunächst das historische Mißtrauen zwischen Schwyz und dem Kloster Einsiedeln. Schwyz übte seit alters her die Schirmherrschaft aus; aber das Kloster selbst war reichsfrei. Die österreichischen Sympathien waren tief verwurzelt in Einsiedeln. Abt Beat bezeichnete sich selbst als untertänigsten Vasall Habsburgs.¹ Er rühmte sich, daß das

¹⁴ Gander, S. 96.

¹⁵ Faßbind 25.

¹ Hofarchiv Wien, St. K. Schweiz Nr. 221, Einsiedeln 1798-1803.

Kloster nur in der Schweiz liege, nicht aber ein Teil der Schweiz sei. „Maria Einsiedeln ist ein bloßes kaiserliches Lehen.“ Der Abt fühlte sich als geistlicher deutscher Reichsfürst. Unter diesen Verhältnissen war man in Schwyz nie ganz sicher, wessen man sich von Einsiedeln zu versehen hatte.² Man vermutete, daß Einsiedelns alte Anhänglichkeit in einer bewaffneten Hilfe von Oesterreich Schutz vor der französischen Gefahr zu finden hoffte. Diese Vermutung schien sich voll zu rechtfertigen, als ein Schreiben des Abtes an den österreichischen Baron von Sommerau aufgefangen wurde, worin unter anderm stand: „Die katholische und noch fromme Schweiz wünscht, vielleicht zu spät, unter die kaiserliche Beherrschung treten zu mögen.“³ Der Fürstabt sah sich in dem Briefwechsel mit Schwyz zur wiederholten Versicherung genötigt, daß er nicht im entferntesten an eine Sonderaktion denke. Die Schwyzer beruhigten sich wieder; das Mißtrauen blieb.

Die außerordentliche Landsgemeinde vom 10. März 1798 fand ausnahmsweise auf dem Hauptplatz von Schwyz statt. Nach ihrem Beschluß sollten die alten Festtage, die Muttergottes- und Aposteltage wieder gehalten werden sowie das vorhergehende Fasten.⁴ Dann erstattete Landeshauptmann Reding Bericht über den Bernerzug. „Man hat ihn von Seite des Rates gewarnt, behutsam und ruckhäftig zu sein.“ Er schilderte der Wahrheit entsprechend die antifranzösische Gesinnung im Bernerbiet, während bei einem frühern Anlaß Karl Reding behauptet hatte, der Schwyzer Zuzug sei ganz überflüssig gewesen, man habe die Truppen als Feinde angesehen, in Bern sei alles

² Kantonsarchiv Schwyz, Fasz. 207, 52, Anfrage der Kriegskommission an Einsiedeln, ob es sich dem Schwyzerbefehl unterstelle. Vgl. Antwort Einsiedelns 64.

³ Gander, 109.

⁴ Dieselbe Strenge der religiösen Lebensführung wurde schon früher bei ähnlichen Angelegenheiten angeordnet (vgl. Nabholz 11), gerechtfertigt durch das üppige Leben der jungen Leute. Faßbind, 13 ff.

einig etc.⁵ Durch diesen Widerspruch entstand neuer Verdacht unter den Landleuten, ob die Obern es ehrlich meinten.

Man hörte den Antrag des Landeshauptmanns Reding an: nach Uebereinkunft mit Uri, Nidwalden und Glarus an den General Brune eine Gesandtschaft zu schicken, um zu erfahren, ob die französische Armee gegen die demokratischen Kantone vorrücken wolle. Die Regierung setzte ihre Hoffnung darauf, daß die dem General bekanntgemachte Freilassung der Untertanen den Franzosen jeden Vorwand nehmen würde, als „Befreier“ in Schwyz einzumarschieren.

Aber das Mißtrauen der Landsgemeinde war geschärft. Eine Nachgiebigkeit der Regierung befürchtend, fügte sie der Instruktion der Gesandtschaft die Bestimmung an, nur „einfraags- und vorstellungsweise zu reisen, und nicht um zu negoziieren“.

Die Antwort war zum Schein beruhigend. Daher kehrte man in Schwyz auch nichts Ernstes vor, bis die Proklamation Brunens Ende März die letzten Hoffnungen auf ein gütliches Abkommen zerstörte. „Gedrängt vom lebhaften Wunsch für die Vorzüge der republikanischen Einheit“, verfügte der General, daß die Schweiz nunmehr eine unteilbare Republik zu sein habe. Die Einteilung der Eidgenossenschaft in Departemente nach französischem Muster nahm ihren Anfang.⁶

Auf die drohende Aufforderung, sich als Bestandteile der helvetischen Republik der neuen Verfassung zu unterwerfen, gaben Luzern und Obwalden nach. Die in Schwyz zusammentretenden Vertreter der Urkantone aber vermochten vor lauter schönen Worten der Freiheit und Ver-

⁶ „Von der Zeit an war das Volk mit Kümmern und Beten wie von Sinnen. Die Leute arbeiteten und aßen nicht mehr. Einige wurden krank, andere vom Schlag befallen, einige verwirrt und unsinnig von Angst und Bangigkeit.“ Faßbind, 26.

⁵ Faßbind, 24—25.

teidigung nicht zu handeln. Die große Gelegenheit, eine breite Abwehrfront gegen die Franzosen herzustellen, war verpaßt. Abgesandte von Appenzell, St. Gallen, Rheintal, Toggenburg, Sargans, waren z. T. uneingeladen erschienen, mit der Beteuerung: ihre Zuteilung zur helvetischen Republik sei gegen ihr Wissen und gegen ihren Willen erfolgt; sie wünschten deshalb Zutritt zur Konferenz. Am 3. April lehnten die fünf Stände die Zulassungsgesuche ab, unter ausweichenden Begründungen. Der Erfolg der Konferenz war gleich Null.⁷

Die Kenntnis dieser fruchtlosen Verhandlungen verbesserte die Stimmung im Volke nicht. Ein zufällig bekannt gewordener Brief alt Landammann Karl Redings an den eifrigen „Patrioten“ Beat Steinauer in Bern rief im erregten Volk einen Sturm der Empörung hervor. Einmal schon deshalb, weil Steinauer, ein gebürtiger Einsiedler, in hohem Vertrauen beim französischen General Schauenburg stand und daher, allein wegen des Adressaten, vom Volke sofort etwas Unlauteres gewittert wurde. Im Briefe Redings selbst erblickte man offenen Verrat. Reding schrieb:

„Wie es in dergleichen Fällen gewöhnlich, herrscht unter unserm Volke ein fürchterliches Mißtrauen gegen alle, die mit dem Namen Herren bemarket sind. Unter dieser Klasse wäre im Durchschnitt die Stimmung vernünftig und mäßig und eben darum sind sie dem Volke verdächtig. Ich ohnehin bin wegen meinen bekannten mäßigen Grundsätzen den bunten Knechten des Fanatismus verhaßt, werde bei einem entscheidenden Augenblick vermutlich als das erste Brandopfer unter seiner Mordkeule fallen. Mein Schwieger, Statthalter Müller von Uri, bringt Ihnen diesen Brief. Von unserem Stande ist Landammann Alois Weber da. Können Sie diesem mit anscheinendem Nutzen etwas von dem entdecken, was Sie mir sagen wollten, so tun Sie es zum Heil unseres Vaterlandes. Ich beschwöre Sie aber, nicht merken zu lassen, weder daß Sie mir, noch daß ich Ihnen geschrieben habe.“⁸

⁷ Gander, 137.

⁸ Gander, 146. Es handelte sich bei diesem geheimnisvollen Geschäft vermutlich um die Kapitulationsverhandlungen, mit denen Steinauer durch Schauenburg beauftragt worden war.

Der Brief ist charakteristisch für das schlechte Verhältnis zwischen Herren und Volk. Beide mißtrauten sich gegenseitig.

Unter diesen Verhältnissen war die Landsgemeinde vom 5. April von großer Bedeutung. Man hatte sich bisher gesträubt, alle Untertanen vor versammeltem Volke frei zu erklären. Um den Forderungen Frankreichs zuvorzukommen, war dies aber sofort nötig. Bellmont schildert die Bereitschaft zur Umgestaltung der politischen Verhältnisse, die sich viele Bürger wünschten, mit begeisterten Worten:

„Diese (Bürger) sprachen nun laut: Unsere Väter haben mit Kampf und Blut das edle Kleinod der Freiheit errungen. Die Männer haben im Rütli nicht deswegen getagt, daß wir von Frankreich Befehle und Gebote annehmen sollen. Tells Bogen schwirrte nicht für Abhängigkeit, nicht für Frankreichs Joch. Wir wollen keine Freiheit ohne Unabhängigkeit. Wir wollen selbst suchen, dem Vaterland eine neue Gestalt zu geben, ihm einen neuen Frühlingsmorgen zu bereiten.“⁹

Die Landsgemeinde vom 5. April erhob den Volkswillen, das Vaterland zu verteidigen, die Untertanen frei und als Mitbürger zu erklären, zum Beschluß. Bei dem Punkt: Einführung der neuen Konstitution, waltete ein kriegerischer Ton in der Versammlung. „Ein meineidiger, treuloser Vaterlandsverräter“ sei der, welcher auf die Regierungsform bezügliche Schriften, Zeitungen von Zürich oder Luzern besitze; das Malefizgericht solle ihn abstrafen. Die luzernische Empfehlung, die neue Verfassung anzunehmen, stieß auf solchen Unwillen, daß sie auf Befehl der Landsgemeinde zerrissen wurde.¹⁰

Nochmals wurde die Absendung einer Gesandtschaft geplant. Diesmal sollte sie in Erinnerung an die unbefriedigende Antwort des inzwischen abberufenen Brune sich direkt nach Paris begeben. Die Reise endete schon in Bern: Schauenburg verweigerte die Pässe. Die Gesandten

⁹ Bellmont.

¹⁰ Gander, 140.

eröffneten sich nun Schauenburg. Die demokratischen Kantone hätten bei ihrer alten Verfassung bisher ruhig und glücklich gelebt; diese und keine andere sei ihrem Lande angemessen. Die allgemeine Ueberzeugung von der Richtigkeit der Verfassung sei so stark und man lebe mit ihr so „vergnügt“, daß für den Fall einer gewaltmäßigen Aufdrängung der Konstitution „jedermann bereit sein würde, selbe auf das Aeüßerste zu verteidigen“. ¹¹

Die Verhandlungen waren umsonst. Unverrichteter Dinge mußten die Gesandten mit dem schlechten Bericht zurückkehren: Schauenburg verlange, daß man sofort die Verfassung anzunehmen hätte, wenn nicht, werde er in zwölf Tagen mit seiner Armee vorrücken und „alle Widrigen wie Frösche zerhauen“. Namentlich gegen die geistliche und weltliche Leitung des Landes hatte der General wütende Drohungen ausgestoßen. ¹²

Am 11. April ging die letzte Aufforderung Schauenburgs an die demokratischen Kantone zur Unterwerfung unter die Verfassung. Die bisherige Weigerung, schrieb Schauenburg, sei bloß das Werk „der Priester und einiger herrschsüchtiger Menschen, welche unter dem Deckmantel der Religion und einer falschen Volksgunst den einfältigen und treuen Bewohner dieser Landschaften zu verwirren versuchen, um ihn desto besser in ihrer Herrschaft zu behalten“. Im Tone des Befreiers versprach Schauenburg, die vom Joch befreiten Völkerschaften „zur Vernunft und einer moralischen Unabhängigkeit zurückzuführen“. ¹³ Fast gleichzeitig wurde über die Kantone Uri, Schwyz, Glarus, Appenzell und Nidwalden die von Schwyz vorausgesehene

¹¹ Hettlingen, 40, vgl. Gander, 110.

¹² Hettlingen, 41, schäumt vor Empörung, daß den Gesandten gegen das Völkerrecht die Pässe verweigert wurden: „Es passe zu einer Nation, welche nur ihren Gelüsten und Leidenschaften folgt, welche daher, wo sie konnte, alle Nationen revolutionierte, welche es gelüstet, alle Nationen zu bezwingen, um allen Gesetze vorzuschreiben und alles beherrschen zu können.“ Faßbind, 33.

¹³ Gander, 149.

Getreidesperre verhängt, gegen die es sich noch rechtzeitig eingedeckt hatte.

Es galt jetzt ernst. Schwyz traf Verteidigungsanstalten, unter die in erster Linie die Mobilisationsordre über das Aufgebot des Landsturmes fiel. Die Bekanntmachung lautete:¹⁴

1. Wenn sich jemals, sei es bei Tag oder Nacht, an unsern Grenzen ein feindlicher Ueberfall besorgen läßt, so sollen die Beamten desselben Ortes, auch jeder, der zuerst einige Spuren davon hat, ungesäumt durch Expres-Eilboten allzeit schriftlich unserem regierenden Herr Landammann hievon Anzeige zu machen pflichtig sein, worauf

2. sogleich der Rat versammelt werden soll, um jene Verordnungen in Erfüllung zu bringen, welche zur Beschützung und Verteidigung unseres Vaterlandes zweckmäßig sind. In betreff des Sturmläutens bedarf es keiner weitem Erwähnung, darüber schon eine hohe Landsgemeinde ihre klugen Schlüsse abgefaßt hat.

3. Wenn dann der Landsturm aufgeboden wird, so sollen alle diejenigen, die pflichtig sind zu marschieren, mit ihrem eigenen Gewehr, Kraut und Lot, bei ihrem Vaterlandseid verbunden sein, an jene Ort und Stell herbeizueilen, wohin sie durch die Eilboten berufen werden. Jeder aber, von 16 auf 60 Jahre alt, hat Pflicht, im Fall eines Landsturmes abzumarschieren. Doch hat man hierüber folgende Erläuterung zu machen für notwendig erachtet: Wenn der Landsturm aufgeboden wird, so sollen alle von 45 Jahren bis auf 60 J. ohne Ausnahme in einer solchen allgemeinen Vaterlandsgefahr schuldig sein, nach den im 5. Art. festgesetzten Sammelplätzen sich eifrigst und eilfertig einzufinden, indem jeder von selbst einsieht, daß in solchen dringenden Umständen alle Partikulargeschäfte etwas leiden müssen, um für das bedrohte Vaterland alles mögliche zu seiner Verteidigung herbeizutragen.

Dann soll jeder sich mit jenen Waffen versehen, die er am Besten zu führen weiß. Ist einer im Zielschießen erfahren, so soll sich dieser mit seinem eigenen brauchbaren zognen Rohr laut Landsgemeindeerkenntnis versehen, und solches im Fall des Landsturmes auch jeder, so ein kalibermäßiges Kriegsrohr hat, mit sich bringen. Jene aber, so im Laden und Schießen nicht erfahren, sollen sich mit Knütteln, Hellebarden u. dgl. versehen und erscheinen. Jene, die zu Hause bleiben, sollen die zu besorgenden Geschäfte in die Hand nehmen, damit in der Abwesenheit der Eingezogenen ihre Haus-

¹⁴ Gander, 127.

geschäfte nicht ganz vernachlässigt werden. Die Bestimmung der Anführer des Landsturmes wurde den Mannschaften überlassen.

Aber in der Regierung selbst herrschte kein rechter Widerstandsgeist. Ungehindert ließ man einen helvetischen Kommissar am 14. April, zwei Tage vor der nächsten außerordentlichen Landsgemeinde, in Schwyz die Geistlichkeit zusammenrufen. Er setzte die in der Minderzahl erschienenen Geistlichen mit dem Drohbrief Schauenburgs und dem Schreiben des bischöflichen Kommissars Krauer von Luzern, daß nichts vom religiösen Standpunkt gegen die Verfassung einzuwenden sei, unter Druck. Doch während der Kommissar seine Ueberredungskünste entfaltete und darüber diskutiert wurde, drängten etliche Bauern drohend ins Zimmer: sie würden jeden aus dem Lande werfen, der für Annahme der Verfassung sei. Der Kommissar antwortete beruhigend, man habe die Verfassung verworfen.¹⁵

Die letzte Entscheidung, ob man sein Glück durch die Waffen suchen solle, hatte die Regierung bisher verzögert, um vorher noch den Bericht von Landammann Alois Weber abzuwarten. Er brachte am 14. April eine Unheilsbotschaft. Paris resp. Schauenburg wollten nicht einlenken. Am 15. war deswegen Rat. Mit großem Mehr entschloß man sich zur Annahme der Verfassung, „weil man vernünftigerweise nicht sehen könnte, wie man einer so großen Macht widerstehen wollte, umsoweniger, als die St. Galler und Toggenburger nimmermehr dazu helfen wollten“.¹⁶ Diesen Verzicht auf Widerstand mußte man aber den Landleuten sorgfältig verhehlen; der ganze Rat wäre sonst seines Lebens nicht mehr sicher gewesen. Trotz der Heimlichtuerei blieb der Beschluß nicht verborgen. „Von der Zeit an aber entstand böser Argwohn,

¹⁵ Vgl. für dies und das Folgende Gander, 149 ff.

¹⁶ Nach Faßbind, 38, stimmten im Rate nur zehn Nein. Es steht jedoch nicht fest, ob der Beschluß sich auf die Verfassung bezog oder gegen den Krieg lautete. Gander, 155, ist in diesem Punkte unsicher.

Verdacht, Haß, Zwietracht gegen und mit der Obrigkeit und stieg mit jedem Tag höher.“¹⁷

Die nächste außerordentliche Landsgemeinde fand am 16. April statt. „Aber dies und das vordere Mal schon nicht mehr unter klingender Musik, wie sonst gewöhnlich; sondern da mußte der Vorsteher der Geistlichkeit mit dem Kreuzbild vorangehen, und alles Volk, auch einer und anderer, dem es außer Gewohnheit war, gar schön den heiligen Rosenkranz abbeten.“ Landammann Weber pries am Landsgemeindeort Ibach an der Brugg das Kreuzbild als den wahren Freiheitsbaum. Die rührende Rede vom Erlöser, aber auch vom künftigen Richter schloß mit der lauten Anrufung um Erleuchtung und starken Mut, um Erkenntnis der Wahrheit und Ueberwindung der Menschenfurcht. Die Landsgemeinde schwor darauf den folgenden Eid: Nur Gott allein als Herrn und Fürsten zu erkennen, ihm ewig treu zu sein, für Religion, Freiheit und Vaterland Leib und Leben, Ehre, Gut und Blut dahinzugeben und als wahre Christen und als freie Schweizer zu leben und zu sterben, so wahr Gott helfe.

Hernach kam der Landammann auf das Gerücht zu sprechen, daß der gesessene Landrat von gestern die helvetische Verfassung angenommen habe, mit Ausnahme von Ratsherr Schilter und Hauptmann Bernhardin Ulrich. Ratsherr Schilter bekam durch diese Rede Gelegenheit, bei Ehr und Eid zu versichern, daß keine Rede von der Annahme der Verfassung gewesen sei. Man habe nichts als Bericht entgegengenommen über die Haltung der andern demokratischen Stände mit Bezug auf die Verfassung.¹⁸

Ueber den Beschluß des Kapitels berichtete Kommissar und Pfarrer Reding, unterstützt von Pfarrer Ze-

¹⁷ Gander, 154, und für das Folgende.

¹⁸ Hettlingen, 45, schreibt, diesen Vorfall nicht erwähnend: „Als- dann, bevor nur einer etwas reden oder anraten durfte, wurde die Konstitution nochmals verworfen und verboten, nicht einmal ein Wort davon zu reden.“

berg, Pfarrer Rickenbacher und Pfarrhelfer Aufdermauer. Sie hielten alle den Beschluß für religionsgefährlich und nachteilig. Als man nach der Berichterstattung von Landammann Weber über seine Mission auf die Schreiben von Schauenburg u. a. zu sprechen kommen wollte, brach die größte Erbitterung aus.¹⁹ Nun wollte man selber die Offensive ergreifen. Ueber die Leidenschaft dieser Versammlung schreibt Faßbind vielsagend: „Die Herren durften an dieser Landsgemeinde nicht reden wie sie dachten, und es war jedermann froh, daß es nicht Mord und Totschlag gegeben hatte.“²⁰

Es bestand die Absicht, der Landsgemeinde Paravicini als künftigen General genehm zu machen. Er war als abgeordnetes Mitglied des Kriegsrates in Schwyz. Landammann Alois Weber empfahl ihn mit großem Wortgepränge. Aber unter den Landleuten stieß Paravicini auf kein großes Zutrauen, und er zog es vor, außerhalb des Landsgemeinderinges zu bleiben.²¹

An dieser Landsgemeinde wurde auch Beschluß gefaßt wegen der Freifahne. Es sollte ein „Religions- und Freiheitsfahnen“ gemacht werden, um damit in andere Orte auszuziehen, sich Anhänger zu verschaffen und mit ihm die übrigen Orte zum Krieg gegen die Franzosen zu mahnen.²² Der Sage nach hatte schon Werner Stauffacher ein solches Banner gegen die Habsburger getragen, das — wie der Name sagt — die Truppen, die unter ihm auszogen, frei machte. Auf diesem Banner hätte stehen sollen: „Zur Verteidigung der hl. Religion, des Vaterlandes, der edlen Freiheit unserer Väter und Schützung

¹⁹ Gander, 155. Die Schreiben durften nicht einmal verlesen werden.

²⁰ Faßbind, S. 40: „Die Stimmung der Versammlung war grimmig; wildes Entsetzen erhob sich über die Forderungen Frankreichs. Das Geschrei des Volkes stieg gegen Himmel.“

²¹ Faßbind, 40.

²² Id. 39 ff.

des Eigentums eines Jeden insbesondere“. Dieses Banner, von dem niemand wußte, wo es war, wurde verlangt. Allen Versicherungen entgegen, glaubte das Volk, es müsse vorhanden sein.

Darauf fand am 18. April eine zweite außerordentliche Landsgemeinde statt, wo erkannt wurde, daß alle Beisassen, die unter der Freifahne dem Vaterland zu Hilfe eilten, wie die andern gefreiten Landleute gestellt sein sollten. Wer aber nicht zum Kriegsdienst tauglich sei, könne sich nachher das Landrecht erkaufen. Man war sich ferner einig über die Abschaffung des französischen Putzes und der Mode. Ein Verbot erging auf die hohen Frisuren, die Toupets, die langen Hosen, die hohen Hüte etc. Darauf hätte nach Ablegung des Fahneneides das erste Pikett marschieren sollen; aber nirgends war die Freifahne zu finden. Alt-Landammann Reding wäre auf seine Versicherungen, daß keine Freifahne vorhanden sei, beinahe erschlagen worden, wenn er sich nicht in ein Gefängnis zuoberst im Rathaus versteckt hätte. Das zum Abmarsch bestimmte Pikett umringte den Rat und drohte, nicht abziehen bis zur Auslieferung des Freifahnens. Die Ratsherren retteten sich durch die Flucht. Zuletzt glaubte man dem regierenden Landammann Weber; und als auch andere sich ins Mittel legten, schwor man zur vorhandenen Fahne und marschierte nach Küßnacht.²³ Die Zeit der mißtrauischen Verhandlungen war vorbei. Rasch wurde zu vorbereitenden Kampfmaßnahmen geschritten. Der Kriegsrat, der sich aus sechs Köpfen zusammensetzte (Landeshauptmann Alois Reding, Major Benedikt Bellmont, Ratsherr David Städelin, Hauptmann Dominik Büeler, Hauptmann Louis Aufdermauer, Haupt-

²³ Die geforderte Freifahne wurde nachträglich hergestellt und beim Auszug des Hauptkontingentes nach Küßnacht mitgeführt. Die Landesfahne trug einen Pergamentzettel mit der Inschrift: „Für Gott, fürs Vaterland und unsere alte Freiheit streiten wir und zum Schutz Mariä, wer mit uns zieht, soll frei sein, wie wir.“ Faßbind, 47.

mann Werner Hettlingen)²⁴ hatte die Aufgabe, den Kriegsplan auszuarbeiten. Der erste Beschluß des Kriegsrates betraf die Besetzung der Pässe über den Sattel und Brünig.

In Eile setzte man nun die Befestigungswerke an den Landesgrenzen wieder instand. In Brunnen traf man Abwehrmaßnahmen gegen einen Angriff vom See her. Bei Küßnacht legte man Verhaue an. In Rotenturm wurde der zerfallene Letzigraben wieder ausgeschöpft und die Verteidigung durch Verhaue und Schanzen, mit Gräben gegen die Reiterei, verstärkt.²⁵ Nach einer Verordnung des Kriegsrates erhielten die jungen Leute Befehl, zu schanzen, während die streitbaren Männer sich täglich in den Waffen üben mußten.²⁶

Im gleichen Maße aber wie die Rüstungen fortschritten, verlor das argwöhnische Volk das Zutrauen in die Obrigkeit. War es nicht ein Beweis, daß Landammann Weber die Sache des Landes verloren gab, wenn er seine Kostbarkeiten flüchtete? Der Landeshauptmann wurde gezwungen, Weber darüber zu vernehmen. Es drohte ihm die Wegnahme des Landespanners. In blinder Wut gingen viele Bauern zu den Herren und erklärten ihnen ernsthaft: sie würden die ersten Opfer sein für den Fall, daß das Vaterland ins Unglück gerate. Der Zustand verworrener Zwietracht war unbeschreiblich. „Es war alles gegeneinander, Geistliche wider Geistliche, Kapuziner wider Kapuziner, Herren wider Herren, Bauern wider Bauern, Kinder wider ihre Eltern, Eltern wider ihre Kinder, Freunde wider Freunde; überall verkundschaftete man einander.“²⁷

²⁴ Gander, 158, sowie Faßbind, 36. Dieser Rat konnte noch sechs weitere Landleute als Räte beiziehen, aber nur mit beratender, nicht beschließender Stimme. Er sollte gemeinsam mit den Verbündeten den eidg. Kriegsrat bilden.

²⁵ Gander, 161.

²⁶ Gander, 158.

²⁷ Faßbind, S. 26.

Bevor wir zur Schilderung der Maikämpfe übergehen, sei versucht, die eigentlichen Urheber und Motive der Kämpfe klarzulegen. In diesem Zusammenhang wollen wir den Anteil und die Stellung von Alois Reding untersuchen, welche er vor und während der Maikämpfe zwischen den entgegengesetzten Gruppen einnahm.

Weder der Haß gegen den französischen Einmarsch in die Bundesorte, noch das Mißtrauen gegen die eigene, der Franzosenfreundschaft verdächtige Regierung oder gar die Hoffnung auf Oesterreichs Hilfe hätten in Schwyz den Krieg entfesselt. Zum offenen Kampf war man erst nach der französischen Zumutung einig, daß man die alte Verfassung aufzugeben habe. Schauenburg freilich hat die Gründe des Widerstandes abgetan mit der religiösen Verhetztheit der Bevölkerung. Bei dem Bilde einiger Priester, die ebenso mit Säbel und Pistole wie mit Rosenkranz und Kruzifix bewaffnet, die Leute von Schwyz in den Untergang getrieben haben sollen, blieb die Geschichtschreibung stehen, zu einem guten Teil beeinflusst durch Zschokkes Erzählung vom Kampf der Urschweizer.

Die selbständige Rolle der Bevölkerung wird dabei aber vollständig übersehen. Gewiß, das Volk war kirchentreu und stand sofort auf, wenn es die Religionsfreiheit in Gefahr sah. Vorsorglich wurde zwar von den helvetischen Behörden, wie auch von kirchlicher Seite, z. B. vom bischöflichen Kommissar Krauer in Luzern, versichert, daß für die Ausübung der Religion nichts zu fürchten sei. Was aber nicht zu leugnen war und was das Volk rasend machte, war die Tatsache, daß in Schwyz die politische, jahrhundertalte Ordnung weichen sollte, und ihr wohnte ein nicht ablösbarer religiöser Charakter inne. Die Landsgemeinde der urständischen Demokratie war so sehr mit religiöser Würde geladen, daß der Verdacht nicht aus der Welt zu schaffen war, die religiöse Freiheit müsse leiden, wenn die ehrwürdige

politische Freiheit gebrochen werden sollte.

Die schwyzerische Landsgemeinde betonte in ihren Formen, wie übrigens die andern Landsgemeindeorte auch, den politisch-religiösen Charakter der Volksversammlung.²⁸

Der Aufzug erfolgte in feierlichem Zuge „mit Trummen und mit Pfyffen“. Am Ziel, dem von einer niedern Mauer umgebenen runden Versammlungsplatz zu Ibach vor der Brugg, begann der Landammann als Leiter der Landsgemeinde mit: „Gelobt sei Jesus Christus“, und die Landsgemeinde antwortete mit dem Amen. Knieend und mit ausgestreckten Armen wurde dann gebetet. Dann folgte die sog. Exhortation des Landammanns, eine ermahrende Ansprache, in Minne zu tagen etc. Nach der Landsgemeinde wandte sich der Zug in gleicher Ordnung zurück nach Schwyz in die Pfarrkirche, wo ein Salve gesungen und der Segen gespendet wurde.

Diese Versammlung war der Inbegriff der Volksfreiheit. Es entsprach ganz dem Denken des einfachen Mannes, was Karl Heinrich Gschwend, ein Magistrat des obern Rheintals, in einem offenen Brief an Peter Ochs schrieb: „Die demokratischen Kantone sind seit Jahrhunderten gewohnt, alle Staatsämter unter freiem Himmel mit freier Hand zu übergeben. Diese Wahlen dem Volke nehmen und es von der Wahl seiner höchsten Obrigkeiten ausschließen wollen, muß Gärung und innern Krieg, wo nicht Mord und Totschlag verursachen.“²⁹ Die politische Freiheit selber aber warden Leuten undenkbar ohne die Religion. Gott war ihnen höchste Obrigkeit, auf die sie sich im Namen der Freiheit beriefen.

Es ist deshalb rein unmöglich, die Grenze zu ziehen, wo der stärkere Widerstand sich entzündete: ob im Gedanken an die Religion oder an die gewohnte Verfassung. Wenn von Widerstand die Rede ist, so werden übereinstimmend beide angeführt. Dem Volke kam es gar nicht

²⁸ Schnüriger, Die schwyzerische Landsgemeinde, 32, 41.

²⁹ Offener Brief von K. H. Gschwend an Peter Ochs, Gander, 112.

zum Bewußtsein, daß man die politische und die religiöse Freiheit auseinander halten könnte. Der Eifer ging soweit, daß jeder sog. Freigeist als politischer Revolutionär und jeder Konstitutionsfreund als Religionsfeind angesehen wurde. Aus dieser Anschauung ist es durchaus begreiflich, daß die Konstitution vom Volke als „höllisches Büchlein“ verdammt wurde. Die gefühlsmäßige Gleichsetzung von Religion und Freiheit war für die Volksseele Grund zum härtesten Widerstand. Die Regierung von Schwyz wäre bis zur letzten Stunde zu einer Kapitulation bereit gewesen. Schauenburg nutzte die Situation so aus, daß er Schwyz gegen Einsiedeln ausspielen wollte. Von ihm bevollmächtigt, traf der gebürtige Einsiedler Beat Steinauer in seiner Heimat ein, um mit den ihm entgegengereisten Schwyzer Herren über die Bedingungen einer friedlichen Einigung zu verhandeln.³⁰

Die Friedensartikel setzte Steinauer nach eigenem Gutdünken auf, da ihm der Wille Schauenburgs bekannt sei. Für Schwyz stellten sie sich überaus günstig: Die bisherige Verfassung sollte bis zur Besinnung eines Bessern fortbestehen, die Unantastbarkeit der Religion, die Befreiung von jeglicher Kontribution, die Unterlassung einer Besetzung von Schwyzer Gebiet durch französische Truppen wurden feierlich versprochen. Die schwerste Last dagegen traf das Kloster samt den übrigen kleinen Klöstern des Landes: Es sollte u. a. monatlich die ungeheure Kontribution von 500,000 Fr. aufbringen für die Dauer eines Jahres.

Schwyz war mit diesen Bedingungen, die ganze Kriegslast auf Einsiedeln abzuwälzen, völlig einverstanden. Die Obrigkeit von Schwyz wollte sich aber mit der schweren Verantwortung des Entschlusses nicht belasten. Sie schob die Entscheidung dem Einsiedler Leutpriester P. Marianus Herzog zu. Er lehnte das Abkommen ab.³¹

³⁰ Vgl. Beat Steinauer, „Wahrhaftige Relation“, Bern 1798.

³¹ Faßbind, 62.

Im allgemeinen stützte die Geistlichkeit nur teilweise den Kampfwillen des Volkes. Selbst von dem später so berühmten Pater Paul Styger heißt es nirgends, daß er zum Kriege hetzte.³² Der Entschluß, nicht nachzugeben und bis zum letzten Atemzuge zu kämpfen, kam unmittelbar, unbeeinflußt aus dem Volk. Zahlreiche Zeugnisse sprechen für die unbändige Kriegslust der Bauern: „Kinder und Greise, Männer und Weiber dürsteten nach Streit... Der Enthusiasmus, zu kriegen, war bei Jungen und Alten so groß, daß alle, die es traf, auch 16-jährige Knaben, mit Freuden gingen; und viele, die die Reihe nicht getroffen, liefen von selbst mit, so daß in Zeit von acht Tagen nur aus dem alten fryen Kanton 3000 Mann ins Feld zogen.“³³ Auch der ganze Kriegsverlauf dokumentiert, daß die Kämpfe vom Volk gewollt, mit Entschlossenheit und bis zur äußersten Erschöpfung geführt wurden. Es unterliegt somit keinem Zweifel, daß der Krieg der Regierung vom Volke aufgezwungen wurde. Dadurch entstand in der ganzen Kriegführung ein Zwiespalt, unter dem auch Alois Reding zu leiden hatte.

Die Stellung des Landeshauptmanns Reding war durch die Verhältnisse zum vornherein schwierig. Er gehörte zu der regierenden Schicht, hatte sich aber durch seine einfache, leutselige Art und seit seiner Rückkehr aus Spanien durch militärische Uebungen bei den Landleuten beliebt gemacht. Von ihm wurde die neue Einteilung der schwyzerischen Kriegsmacht durchgeführt, in sieben Pikett zu je 800 Mann. Jedem Pikett waren vier Geschütze zugeteilt. Seine Ernennung zum Landeshauptmann 1796 indes verdankte er dem Zufall, daß kein anderer da war: so schreibt er selbst an Zschokke.³⁴

³² Vgl. Ochsner, 81. Styger befand sich noch an der Landsgemeinde vom 16. April als stiller Zuschauer.

³³ Faßbind, S. 31 und 41.

³⁴ Reding, Brief an Zschokke vom 25. Februar 1799. Reding-Archiv.

Durch den Bernerzug, in dem er die schwyzerischen Hilfstruppen mit Vorsicht und Umsicht geführt hatte, gewann er das Zutrauen des einfachen Mannes. Die Leute hingen an ihm. Man wollte nicht zugeben, daß er zu der Gesandtschaft nach Bern abgeordnet wurde. „Sein Piquet protestierte dagegen höchlich.“³⁵ Gleich erging es das zweite Mal, als die Gesandten nach Paris reisen sollten. „Da aber das Volk aus Besorgnis für seine Person, ihn (Reding) nicht entlassen wollte, so wählte man an seiner Stelle alt Landammann Weber.“ Dem Bernerzug hatte es Reding zu verdanken, daß ihn alle Soldaten als ihren Retter und Vater liebten.

Anderseits konnte sich Reding als Angehöriger einer der regierenden Familien nicht frei machen vom Zusammenhang mit den „Herren“, mit der Regierung, der Kriegskommission. Er wußte wohl von seinen Standesgenossen, daß eine kampflose Kapitulation bei der Regierung beschlossene Sache war. Zu den Landleuten drangen bloße Gerüchte und zerstörten das Vertrauen zu ihren Vorgesetzten. Es kam soweit, daß sie glaubten, die Offiziere steckten mit der Regierung unter einer Decke. Auch Reding hatte unter diesem Verdacht mehrfach zu leiden.

In diesem Konflikt zwischen der Neigung zu seinen regierenden Standesgenossen, die das Land widerstandslos dem Feinde ausliefern wollten, und der Pflicht als Kommandant seiner Landsleute, hielt sich Reding ohne Zögern an seine Offizierspflicht. Wir haben keine Äußerung, wie es in ihm ausgesehen haben mag. Es steht jedoch außer Zweifel, daß er in der Treue zu seinen Truppen nicht einen Moment wankte und alle zum militärischen Widerstande dienlichen Anordnungen traf. Er suchte keine radikale Lösung für die Gewissensschwierigkeiten, in die er hineingeraten war. Radikale Lösungen lagen ihm nicht. Dagegen wies Redings Natur einen Zug feierlicher

³⁵ Faßbind, 26, und für das Folgende 33 und 25.

Entschlossenheit auf, von der jene denkwürdige Schwurszene in Schindellegi Zeugnis ablegt. Hier beschwor der Landeshauptmann vor der versammelten Truppe die soldatische Schicksalsgemeinschaft: Zusammenhalt bis in den Tod. Ergriffen gelobte sie ihrerseits Treue.

Diese spontane Haltung war etwas Seltenes. Reding fühlte sich von Mißtrauen beklommen, bald gegen die Umtriebe unter der Mannschaft, bald gegen die unaufrichtige Regierung. Auf die Truppe aber ging die Unfreiheit ihres Führers über. Im Moment der unmittelbaren Gefahr mutig und entschlossen, zeigte er im übrigen eher ein passives, bedrücktes Verhalten. So fiel zwei Geistlichen, P. Marianus Herzog und P. Paul Styger, die eigentlich führende Rolle zu. Besonders der erste tat sich mit schnellem, tatkräftigem Handeln, beide aber unter Anmaßung militärischer Kommandogewalt hervor. Das Verhältnis Redings zu den beiden Patres verlangt die teilweise Berichtigung Zschokkes, dessen Bericht blindem Priesterhaß freien Lauf läßt.

P. Paul Styger stammte aus bäuerlichem Geschlecht. Er war ein feuriger Kopf; das Temperament eines glühenden Religions- und Vaterlandsverteidigers war mächtiger in ihm als klösterliche Zucht und Zurückhaltung. Würde und Demut lagen ihm weit weniger als das Kriegshandwerk voll wilder Instinkte.³⁶

Faßbind bemerkt mit Recht, daß Styger mehr einem Husar als einem Ordensmann glich. Seine ganze äußere Erscheinung, wie sie ein Oelbild präsentiert, verrät den Draufgänger. Ein volles, bärtiges Gesicht mit flammenden Augen zeigt eine kraftstrotzende Natur im Mönchshabit, zu der die Pistole im Gürtel, der schwere Säbel in der Faust besser paßt, als das Kreuz auf der Brust. Die ganze Person strahlt ungebrochene Angriffslust aus. Styger war „von kurzer, dicker, nerviger Leibesstatur,

³⁶ Vgl. die ausführliche Biographie von Ochsner: P. Paul Styger, Mitteilungen des historischen Vereins Schwyz, 1916/17.

mutvoll entschlossen, rasch und unternehmend wie der gewandteste Krieger".³⁷ Seine Tätigkeit begann am 18. April, wo er als Feldpater den ausziehenden Truppen zugeteilt wurde.³⁸ Sein polternder Eifer, die rauhe, offene Sprache, der Mut, mit dem er in den Gefechten bei den Leuten — den Kampf nicht verschmähend — aushielt, machten ihn bei dem einfachen Mann überaus populär. Mehrfach bestimmte seine Beherztheit und sein flammendes Beispiel in erfolgreicher Weise die schwyzerische Verteidigung.

Aber wo er auftrat, gab es Streit. Er war bei den Offizieren nicht deshalb unbeliebt, weil er die Angriffslust verkörperte, sondern geriet deshalb mit ihnen in schwere Differenzen, weil er sich nicht beherrschte und allen Vorgesetzten aus ungezügelter Besserwisserei Vorwürfe machte. Auch Reding wurde nicht verschont. Dadurch vergrößerte er noch das schon bestehende Mißtrauen zwischen den Offizieren und der Mannschaft.

Styger, der sich immer mehr in die Rolle eines Offiziers hineinsteigerte, war es denn auch, der den Unterwaldnern in ihrem unglücklichen Verzweiflungskampf Schwyzer Truppen zuführte. Auch später, nach seiner Flucht ins Oesterreichische, versuchte er noch mehrmals — einmal sogar in Verkleidung kühn in die Heimat dringend —, seine Landsleute gegen die französische Herrschaft aufzuwiegeln. Reding hat seine Eigenmächtigkeiten später mit bittern Anklagen vor der Landsgemeinde erwidert.

Der zweite Geistliche, der sich in die Führung der Kämpfe einmischte, war der Einsiedler Pfarrer *M a r i a n u s*

³⁷ Zum Beispiel bereute Styger, daß er bei der Besetzung Luzerns nicht die ganze Stadt ausrotten ließ. Vgl. Ochsner, S. 73: „O daß ich dieses verfluchte Kind (Luzern) schonen ließ!“ Ochsner bringt die rasenden Maßlosigkeiten Stygers mit dessen Trunksucht in Zusammenhang. Vgl. 535.

³⁸ Faßbind, 85.

Herzog. Auch er war ein erregbares Gemüt, doch weicher und nicht von der maßlosen Leidenschaft des Schwyzerpaters. Sein Abt schreibt über ihn: „Er hatte ein leitbares Temperament, obschon auch dieses zuweilen die Hitze bemeisterte“. ³⁹ Marianus Herzog führte die Sache Einsiedelns mehr gedrängt von den Landsleuten als aus eigenem Antrieb, und war verhältnismäßig leicht wieder eingeschüchtert. Nach der Besetzung des Etzels verlor er bald den Mut, als er einsehen mußte, daß ihm keine Hilfe zuteil wurde. Er hatte mehr momentanes Ungestüm als durchhaltenden Willen. „Jede auf Kriegskunde begründete Bedächtigkeit schien ihm, wo nicht Verrat, doch Gleichgültigkeit und Furcht, und er war unbedachtsam genug, das Ansehen und Zutrauen der Offiziere so zu schwächen, daß niemand neben ihm den Oberbefehl über Einsiedler teilen wollte.“ ⁴⁰

Die beiden Geistlichen waren Reding, jeder auf seine Art, lästig und verdrießlich. In Marianus Herzog hatte er beständig eine unerwünschte Kontrolle neben sich. Daß Reding nicht energisch auftrat und sich jede Störung grundsätzlich verbat, ja daß er sich schweigend kränken ließ, ist nur so zu erklären, daß es ihm, dem von Geistlichen Erzogenen, aus Achtung vor dem Ordenskleid gar nicht in den Sinn kam, dem Feldpater im Moment zu widerstehen. ⁴¹

Die Offensive.

Dem Beginn der Kampfhandlungen ging ein Wechsel von Proklamationen voraus. Beredt und mit unverhüllter Drohung empfahl Schauenburg nochmals die Unterwer-

³⁹ Stiftsarchiv Einsiedeln, A. H B 75, zit. P. Norbert Flüeler, P. Marianus Herzog.

⁴⁰ Lusser, 42.

⁴¹ Vgl. Prometheus III, 62.

fung: „Auf der einen Seite Friede und Glück, auf der andern Seite Krieg und alle Qualen, die ihn begleiten. Wählt, noch habt ihr Zeit dazu. Wählt, aber geschwind!“¹

Die demokratischen Kantone riefen ihrerseits die übrigen Orte an:

„Nur bei unserer Verfassung ist wahre Volksfreiheit. Wir erkennen keinen Herrn als jenen Gott, der über uns ist. Wir tragen keine Fesseln als jene sanften Fesseln der Religion und der Sittenlehre. Kein Joch ruht auf unserm Nacken als das süße Joch der Gesetze, die wir uns auferlegen. In unserer Verfassung, nur in unserer Verfassung liegt nach den Urgesetzen der Natur die höchste Gewalt in den Händen des Volkes, dessen Herrschaft zu respektieren die franz. Republik oft so fälschlich versprochen hat. Wer von Euch von dem gleichen Feuer begleitet ist, der trete unter unsere Fahne, die Fahne der Freiheit. Der reihe sich in unsere Reihen ein, und Freiheit, wahre Freiheit soll die süße Frucht seines heldenmütigen Entschlusses sein. Teuerste Brüder, siegen werden wir, wie unsere Väter über mächtige Heere siegten; denn auch unsere Sache ist gerecht. Der Gott der Gerechtigkeit wird sie schützen.“

Der Angriff sollte in vier Kolonnen erfolgen. Der linke Flügel hatte über den Brünig ins Berneroberrland bis gegen Thun vorzustößen. Das Zentrum unter dem Landeshauptmann Reding sollte Luzern nehmen und zusammen mit den unter General Andermatt von Zug aus vorrückenden Gruppen Aarau bedrohen. Der rechte Flügel, hauptsächlich aus Glarnern zusammengesetzt, unter dem Kommando von Oberst Paravicini, hatte die Aufgabe, mit einem schwyzerischen Zuzug an beiden Ufern des Zürichsees bis nach Zürich vorzudringen und von dort aus die Operationen des Zentrums zu unterstützen.

Dieser, wahrscheinlich von Reding selbst stammende Kriegsplan ist vielfach getadelt worden. Durch die Verzettlung der Streitkräfte sei zum vornherein ein wirksamer Angriff unmöglich geworden. Es verquickte sich aber in diesem Plan, was bisher zu wenig gewürdigt wurde, militärische mit politischer Ueberlegung. Geben

¹ Vgl. für beide Proklamationen Gander, 211—212, und Strickler, Bd. VII.

wir über das Aktionsziel der Offensive einem Mitglied des Kriegsrates das Wort.

Werner Hettlingen, Hauptmann und Befehlshaber der Geschütze, schreibt in seinen Erinnerungen über die Erwartungen, die sich mit dem Kriegsplan verknüpften:²

Man nahm an, daß Paravicini sich im schlimmsten Fall defensiv mehrere Tage würde halten können — Zeit genug für eine große Zahl Landleute, aus dem Appenzell, Sargans, aus dem Rheintal, Uznach und Gaster zu den Glarnertruppen zu stoßen und sie zu vermehren.

Während dieses Widerstandes würde das Expeditionskorps im Haslital Gelegenheit gefunden haben, die Haslitaler zu begeistern: „ein frisches, munteres, schönes Volk, ziemlich stark an der Anzahl und wohlbewaffnet“. Der deutsche Berner sei gut gesinnt gewesen und würde sich der Bewegung angeschlossen haben. Entlebuch, so folgert Hettlingen weiter, würde die neu aufkeimende Hoffnung aufgenommen und ganz Luzern, das immerhin „noch auf günstigen Wind lauerte“, mitgerissen haben.

Auf diese Weise hoffte man die Tätigkeit von Schauburgs Armee lahm zu legen; denn die Franzosen wären den durch die Erhebung der verschiedenen Landschaften geschaffenen Armeen nicht gewachsen gewesen und hätten auf einen Angriff auf das Zentrum Schwyz verzichten müssen. Die radiale Ausdehnung der Schwyzertruppen verfolgte als Hauptzweck, möglichst viele unzufriedene Landleute für die Sache des Aufstandes zu gewinnen und erst mit dieser neu gebildeten Macht sich mit den Franzosen zu schlagen.

In diesen Erwartungen täuschte sich der Kriegsrat vollständig. Die Obwaldner bewilligten zwar, nach einigem Sträuben, den Durchmarsch und schlossen sich auf einer eiligst zusammenberufenen Landsgemeinde den aufständischen Kantonen an.³ Der Brünig war somit im Besitze des linken Flügels. Es gelang den aus Schwyzern, Glarnern, Urnern und Unterwaldnern zusammengesetzten

² Hettlingen, 54—55 ff.

³ Faßbind, 49 ff.

Truppen unter dem Glarner Major Hauser, am 28. April ungehindert ins Haslital vorzudringen. Der Zulauf der Landbevölkerung blieb indes aus. Die Truppen rückten weder weiter vor, noch warben sie um Hilfe bei der bernischen Bevölkerung. Untätig zuwartend blieb man in der Gegend sitzen, bis schlechte Nachrichten nach Hause riefen.

Auch dem Zentrum unter Reding fiel der Erfolg ohne Blutvergießen zu. Luzern kapitulierte am Morgen des 29. April. An der Spitze seiner Truppen ritt Reding in die Stadt ein. Luzern mußte sich zur Aufhebung der Getreidesperre, zur freien Wahl einer Verfassung, zur Entwaffnung und einer Kriegskontribution verstehen. Aber die Eroberer wußten selbst nicht, ob sie sich in einer Freundes- oder Feindesstadt befanden. Auf das erstere deutete die Sorglosigkeit, mit der sie in den Gottesdienst liefen und die Sorge um ihre gesamten Waffen einigen Schildwachen überließen. Aber nach dem Kirchgang ließen sie ihren Siegesrausch aus. Die Freiheitsbäume hieb man um. Unter Lachen, Jauchzen und dem Singen des alten Liedes: „Wilhelm, wo bist du, o Telle, voll Heldenmut und Blut“, zog man in der Stadt herum.⁴

Alois Reding und mit ihm der Kriegsrat, denen die Truppen bei der sehr gelockerten Mannszucht aus der Hand glitten, ersuchten P. Paul Styger, die Wegführung der Kanonen aus dem Zeughaus zu überwachen und Unordnung zu verhüten.⁵ Styger drang bei dem erhitzten Volk nicht durch. Er hatte sich beim Einzug in Luzern wie der wildeste Husar aufgeführt und die Leute angetrieben, sich auf Kosten der Stadt in den Wirtshäusern gütlich zu tun.⁶ Nun konnte die Mannschaft sein Ab-

⁴ Id. 54. Dommann H., Vinzenz Rüttimann (Gfr. Bd. 77).

⁵ Ochsner, 36.

⁶ Ochsner, 26. Der bekannte Spruch Stygers: „Nehmt, Kinder, alles ist Euer“, läßt sich nur verstehen als Aufforderung, in den Wirtshäusern wohl zu leben, aber nicht als eine Aufmunterung, das Zeughaus auszurauben.

mahnen im Zeughaus nicht mehr recht verstehen.⁷ Mit dem Abführen der Kanonen wurde das Zeughaus vollständig ausgeplündert. Der Raub wurde über den See verfrachtet. Mit Wirtshausbesuch verfloß der Tag.

Da der rechte Flügel unter Paravicini sich durch hervorragende Untätigkeit auszeichnete und abwarten wollte, wie der Vormarsch gegen Aarau ausfiel, hing alles von der Kolonne ab, die von Zug aus unter General Andermatt ins Freiamt vorrückte. Das erste Zusammentreffen dieser Kolonne mit dem Feind mußte über die übrigen militärischen Bewegungen entscheiden.

Schauenburg, der von der helvetischen Regierung zu Hilfe gerufen war, hatte zur Hauptsache zwei Brigaden zur Verfügung, Jordy und Novion. Der Brigade Novion war die Aufgabe zugeteilt, vom linken Aareufer aus, über Zürich, Truppen an beiden Ufern des Zürichsees hinaufzuschieben und dann gegen Einsiedeln vorzudringen. Sie stieß bei ihrem Marsch gegen Mellingen, bei Hägglingen, in der Nähe Lenzburgs, auf die Abteilung Andermatts. Dieses bescheidene Gefecht zwischen den Franzosen und den Innerschweizern, bei denen der befohlene Angriff Andermatts in kläglichem Ausreißen endete, löste dessen Schar auf. Zug ging verloren und wurde ohne Widerstand von der Brigade Jordy genommen, die befehlsgemäß von Zug und Luzern her angreifen sollte.

Die Nachricht vom Fall Zugs erschreckte den in Luzern befindlichen Reding. Er sah vor sich die Gefahr, abgeschnitten zu werden, und zog sich noch am Tag der Einnahme von Luzern zurück, trotz dem Widerspruch von P. Paul Styger, der mit Hilfe der andern Truppen in

⁷ Ochsner, 37. Das Volk anerkannte den guten Willen Stygers, wollte es aber in Luzern mit dem Zeughaus nicht gehen lassen wie in Bern etc., und setzte sich über den Pater hinweg. Damit übereinstimmend die bei Ochsner zit. Quellen, S. 26; irrtümlich Secretans Annahme, Styger habe sich über den Befehl Redings hinweggesetzt.

Schwyz am liebsten die Franzosen zwischen zwei Feuer genommen und von Luzern aus einen Flanken- oder Rückenangriff ausgeführt hätte.

Reding wollte den waghalsigen Rat nicht befolgen.⁸

Die Verteidigungsstellung.

Zur weitem Beratung der Lage traf sich Reding mit dem Kriegsrat in Arth. Der ursprüngliche Kriegsplan mußte eingeschränkt werden auf die Verteidigung des Landes Schwyz. Es war aussichtslos, noch auf irgendwelche auswärtige Hilfe zu rechnen.

An Paravicini ging die Weisung, seine Stellung bei Wollerau - Rapperswil - Pfäffikon - Lachen zu halten. Die Haslitaler Truppen wurden heimgerufen. Ueberall an den Grenzen des Landes, an den Bergübergängen St. Jost und Schornen, an den Durchgangsstraßen längs des Zugersees, bei St. Adrian, auf der rechten Seite, bei Küßnacht und am Kiemen, sowie am Strick auf der linken Seite des Sees, sollte in fester Stellung der Feind erwartet werden.

Die Franzosen wollten in einem dreifachen konzentrischen Angriff von Luzern, Zug und dem obem Ufer des Zürichsees aus Schwyz angreifen. Am Kiemen und bei Wollerau entspann sich der Kampf zuerst.

Das Gefecht am Kiemen.

Die Wegenge vor Arth, der sog. Strick, war durch Abgraben an der See- und Bergseite und die Anlage von Verhauen zu einer festen Schanze verwandelt. Vor ihm befand sich, am weitesten gegen den Feind vorgeschoben, in Küßnacht die Abteilung Fäßler. Auf die Kunde vom Anrücken der Franzosen ließ Kommandant Fäßler Sturm läuten und besetzte eine Höhe bei der Telskapelle. Das

⁸ Ochsner, S. 31—32.

Signal der Gefahr erweckte bei seinen Leuten, wie sich das im Verlaufe dieser Kämpfe stets nachweisen läßt, laute Ausbrüche von Kampfesfreude. „Ein gräßliches Jauchzen der mutvollen Krieger erscholl.“¹ Im Gegensatz dazu verrieten die Offiziere, mit Ausnahme von Aufdermaur und Augustin Schuler, Furcht und Mutlosigkeit. Fäßler gab den Befehl zum Rückmarsch nach Arth.

Bei dieser Truppe befand sich als Feldpater der Kapuziner P. Paul Styger. Er war zufällig kurze Zeit abwesend und nahm bei seiner Rückkehr nach Küßnacht mit namenloser Erbitterung wahr, daß Küßnacht aufgegeben wurde. Seine Entschlossenheit rettete die Lage, wenn sie auch anderseits den Zwiespalt zwischen Offizieren und Mannschaft vertiefte.

„Wie geflogen in meiner Kapuzinerkleidung, — mein Pferd ritt der Kommandant selbst, weil er kein eigenes anzuschaffen vermochte —, holte ich nächst Arth das entführte Volk ein. Da galt es nicht für die Kurzweil, da ich diesen Schurken traf; so betitelte ich ihn vor dem ganzen Volke.“² Der Erfolg dieser Beschimpfung wäre dann auch beinahe der gewesen, daß der Kommandant Fäßler von seinen eigenen Leuten erschossen wurde.

Styger beruhigte sich mit diesem Ausbruch seiner Entrüstung nicht. Er verlangte vom Kriegsrat in Arth die Unterstützung der verzweifelten Küßnachter. Mit zirka 120 Scharfschützen schiffte er sich ein und besetzte mit weiteren hundert geflüchteten Freiämtlern, Bauern aus Cham und Risch, die waldige Landzunge des Kiemen. So konnte in der Nacht des 30. April ein überraschender Angriff der Franzosen zurückgeworfen werden.

¹ Faßbind, 85.

² Ochsner, S. 44. Vgl. Faßbind: „Er schalt den Kommandant vor allem Volk einen meineidigen Schurken, und beinah hätte er mit seinem Sabel, den er immer an der Seite trug, einen Zweikampf mit ihm gewagt.“

In den Morgenstunden des 1. Mai setzten die Franzosen mit bedeutenden Kräften den Angriff wieder an und trieben die Verteidiger am Kiemen nach Immensee zurück. Wiederum schlug ein spontaner Akt zu ihrer Rettung aus: Von Arth eilte ihnen eine Abteilung Schwyzer, gegen den Willen der Offiziere, zu Hilfe. Die Franzosen wurden in die Flucht geschlagen, trotz großer Uebermacht. Die Unerschrockenheit des Feldpaters war den Truppen ein Beispiel. Auf seinen Ruf: „Vorwärts, Brüder!“, warfen sie den Feind im letzten Ansturm.

Bei der Telskapelle feierte man den Sieg. Stygers Erinnerung an die Geßlerzeit rührte alle. „Man weinte, und mit den Tränen stiegen Gebete zum Himmel um Hilfe und Beistand, und aufs neue wurde beschlossen, zu siegen oder zu sterben.“ Inzwischen hatte sich hinter Stygers Rücken ein Stimmungsumschwung vollzogen. In Küßnacht beschimpfte und bedrohte man ihn. Auch seine Leute an der Telskapelle hielten der sich schnell ausbreitenden Unsicherheit nicht stand und marschierten auf Arth zurück. „Styger brannte vor Zorn und hunzte Hauptmann Büeler bis auf Arth erbärmlich aus, ohne daß er Mutz sagen durfte.“³

Als ob er der eigentliche Kommandant wäre, beachtete P. Styger den Befehl, am Strick Halt zu machen, nicht und trat mit zwölf Scharfschützen vor den Kriegsrat, den er mit Anklagen überhäufte. Er warf den Mitgliedern vor, der Kriegsrat habe ihm weder die verlangten Hilfstuppen, noch Proviant und Munition geschickt. Sie seien zu einem dritten Kampf in bester Verfassung gewesen. Warum man sie zurückrufe? Dem Kriegsrat verschlug es ziemlich die Sprache. Die zwölf Scharfschützen und der drohende Ton taten das ihre. Mit Donnerstimme erklärte Styger, er werde mit dem Säbel, den er trage, jeden als Vaterlandsverräter niederhauen, sofern er nur die ge-

³ Vgl. für diese und die folgenden dramatischen Szenen die Darstellung bei Faßbind s. 90 ff.

ringste Spur von Verräterei bemerke. Die Räte wollten ihn durch eine Einladung zum Nachessen besänftigen. Er speise, erwiderte er, mit rechtschaffenen Männern, die wie Löwen gestritten hätten, zu Nacht. Morgen werde man sich wiedersehen.

Der Kriegsrat verspürte dazu keine Lust und machte sich in der Nacht aus Arth davon. Das aufgegebene Küßnacht fiel am 1. Mai in die Hände der Franzosen.

Das Gefecht bei Wollerau.

Die am rechten Ufer des Zürichsees vorstoßenden Aufklärungstruppen Novions fanden Rapperswil unbesetzt. Die glarnische Besatzung war in der Nacht auf den 30. April abgezogen. Bei Wollerau dagegen entwickelte sich das Gefecht gegen die Hauptstellung Paravicinis. Der französische Angriff wurde in einem tapfern Gegenangriff der Glarner bis nach Richterswil zurückgeworfen. Dort fiel an der Spitze seiner Kolonne Hauptmann Hauser aus Näfels. Die führerlosen Truppen, von den französischen heftig bedrängt, gingen zurück. Zur selben Zeit wurde Oberst Paravicini im Kartätschenfeuer leicht an der Hand verwundet. Es sah sehr nach Flucht aus, als der Kommandant davonritt, um sich die Schramme im Schloß Pfäffikon verbinden zu lassen.¹ Niemand führte in der Zwischenzeit das Kommando; aber sein Wegreiten war unter den Truppen bemerkt worden, und sie folgten ihrem Führer in die Sicherheit. Dabei spielte die Furcht mit, daß man ihnen von Rapperswil aus den Rückzug verlegen könnte.

Die ganze Stellung am Obersee, die den Durchgang gegen Schindellegi und gegen Glarus hinauf schützen sollte, wurde nach kaum andeutungsweiser Verteidigung preisgegeben.

¹ Paravicini wurde dafür später von seinen eigenen Leuten Treulosigkeit „vorgerufen“. Faßbind, S. 76.

Als Verteidigung blieben nur die Einsiedler unter Pfarrer Marianus Herzog auf dem Etzel und die Abteilung Schilter, welche die Höhe von Schindellegi besetzt hielt.

Die Einsiedler waren schon am 29. April mit vierhundert Mann, mit vier Kanonen und fast ohne Munition auf den Etzel gezogen. Sie, wie der nach Schindellegi dirigierte Hauptmann Schilter, bildeten den linken Flügel von Paravicinis Stellung. Aber Paravicinis Anordnungen waren sehr unzweckmäßig. Mit seiner eigenen Artillerie wußte er wenig Bescheid. Die Geschütze der Schwyzer wurden unvorteilhaft aufgestellt. An Pfarrer Marianus Herzog erteilte Paravicini überhaupt keinen Befehl. Statt anzuordnen, daß die Truppen Schilters die Glarner auf der Flanke unterstützten, erhielten sie den Befehl, sich aus der Kampfzone gegen Hütten zurückzuziehen. Als Marianus Herzog auf Befehlsausgabe beharrte, stellte ihm Paravicini das weitere Verhalten frei.

Bei Ausbruch des Gefechtes in Wollerau handelte der Pater denn auch nach eigenem Ermessen. Er schickte zwei Kanonen gegen den Feind vor und ritt selber nach Einsiedeln zurück, um den Landsturm aufzubieten. Seine Anstrengungen waren umsonst. Als er mit beträchtlichen Unterstützungen auf das Schlachtfeld zurückkehrte, befand sich niemand mehr da.² Nach einigem Zögern kehrten alle nach Einsiedeln zurück.

Redings Inspektionsritt.

Am Abend des 30. April befand sich Reding noch in Arth. Er scheint den Auftritt im Kriegsrat mit dem aufgebrachten P. Paul Styger nicht miterlebt zu haben.¹ In

² Marianus führte noch die von Luzern zurückkehrenden Einsiedler Mannschaften samt zwei bei Schindellegi verlassenen Schwyzerkanonen mit. Faßbind, S. 72.

¹ Weder Zschokke, der sonst über alle Vorgänge weiß, die mit Reding in Zusammenhang stehen, noch andere Quellen erwähnen Reding in diesem Zusammenhang.

der Nacht ritt er weg, um die Truppen in ihren verschiedenen Stellungen aufzusuchen. Er ritt nach Schornen und St. Jost und sandte von Rothenturm aus einen Brief an die Kriegskommission in Schwyz:

„Bei meiner Ankunft in Rothenturm vernahm ich zu meinem größten Leidwesen, daß alle unsere Hilfsvölker unterm Kommando von Herrn Oberst Paravicini im Verdruß die Höfe verlassen und ihren Rückzug bis Lachen genommen haben sollen. In dieser äußerst traurigen und unglücklichen Lage wußte ich nichts Besseres zu tun, als das siebte Piquett nebst den Einsiedlern nach dem Etzel und nach Schindellegi und das erste und vierte Piquett nach St. Jost zu beordern. Die Urner besetzten die Schornen. Ob noch einige Möglichkeit vorhanden, unser geliebtes Vaterland mit unsern eignen schwachen Kräften zu retten, das weiß der liebe Gott. Indessen will ich alle meine Kräfte anspannen, das Vaterland, wenn möglich, zu retten. Heute Nacht muß ich unumgänglich notwendig mit dem Kriegsrat beratschlagen. Also erwarte solchen unfehlbar am Rothenturm bis spätestens Abends 7 Uhr.“²

Im Kriegsrat fehlte es um jene Zeit an jedem planvollen Handeln. Man verwendete die vorhandenen Truppen zu keiner Aktion. Auf dem Roßberg ließ man ein Bataillon sitzen, bis die Mannschaft ungeduldig begehrte, den in Not geratenen Brüdern bei Schindellegi und bei Arth zu Hilfe zu kommen. Viel böses Blut machte es, daß Hauptmann Schilter auf Befehl Paravicinis mit seinen 700 Mann auf eine Anhöhe von Schindellegi zog und dem Gefechte ruhig zusah. Oft, wenn eine streitlustige Truppe im Feld untätig dem Kampfe entzogen war, kehrte sie im Gefühl des Verrates die Waffen gegen ihre eigenen Offiziere. Es besteht große Wahrscheinlichkeit, daß die schwere Verwundung Schilters, an der er bei Rothenturm starb, nicht von den Franzosen herrührte. Völlig eindeutig ist dagegen der Fall des Kriegsrates Major Benedikt Bellmont, der in der Nacht des 1. Mai, als er vom Kriegsrat in Rothenturm zu seinen Truppen zurückritt, erschlagen wurde.³

² Kantonsarchiv Schwyz, Fasz. 208, Nr. 7.

³ Ueber die nähern Umstände dieses Mordes bestehen die verschiedensten Versionen. Faßbind, S. 93, behauptet, daß sich Bellmont

Die Gerüchte von Verrat und die mißtrauische Geiztheit erhielten weitem Stoff durch das Verhalten der Hilfstruppen. Die Urner nahmen zum größten Teil am Kampf nicht teil. Die in Brunnen ausgeschifften 400 Unterwaldner ließ man mit der Ausrede nicht weiter, sie seien nicht mehr nötig. Das Kontingent der Glarner nahm bei seinem Rückmarsch von Meiringen ohne Aufenthalt den Weg durchs Muotatal in die Heimat.

Zudem machte sich überall Mangel an Munition und Nahrung geltend. Die Offiziere erfüllten ihre Pflicht schlecht. Viele verkrochen sich in Wälder, in abgelegene Häuser oder in Schwyz selbst und fanden sich irgendwie abgehalten, ihren Dienst zu tun.

In diesem Zeitpunkt befanden sich die Glarner schon nicht mehr in Lachen. Redings Mahnung an Paravicini, mit seinen Truppen zu den schwyzerischen zu stoßen, konnte ihren Bestimmungsort nicht erreichen. Der Bote brachte die Nachricht zurück, daß die Glarner schon nach Hause gezogen seien.

Der Etzel war inzwischen wieder besetzt worden. Die unruhigen Einsiedler hatten ihren Pfarrer genötigt, nochmals mit ihnen zur Verteidigung auf den Etzel zu ziehen. Reding erhielt von diesem Auszug Nachricht. Er sollte die weitem Befehle geben und Munition schicken. Aber Reding traute Marianus nicht. Er ließ dessen wiederholtes Drängen unbeantwortet. Zuletzt wurde ihm von zwei Einsiedler Offizieren der Vorschlag P. Herzogs gebracht, an der Schindellegi nur die nötigste Besatzung zu lassen, mit der übrigen Mannschaft aber von einer Anhöhe oberhalb Hurden den Franzosen in den Rücken zu fallen. Die

mit wichtigen Schriften habe aus dem Staube machen wollen. Angehalten, gab er Feuer und wurde mit Prügeln jämmerlich erschlagen. Von anderer Seite wird gesagt, daß ihn Frauen erschlugen. Vermutlich ist er in der Nacht als verdächtig angegriffen worden. Vgl. Faßbind, 73 und 119. In diesen verschiedenen Mordtaten spiegelt sich die verzweifelte Stimmung des Volkes, das sich für verraten hielt.

kühne Absicht soll Reding mit den Worten abgefertigt haben: „Da ihr einmal den Etzel unter Eurem Pfarrer besetzt habt, so tragt Geduld. Obwohl ich von ihm selbst als einem Schwärmer des Guten wenig erwarte, so tröstet mich der Gedanke an den Mut und die Treue der Hauptleute von Einsiedeln.“⁴ Enttäuscht kehrten die Boten auf den Etzel zurück.

In Schindellegi angekommen, versammelte Reding, von schweren Sorgen bedrückt, die Abteilung Schilter um sich und hielt ihnen eine Ansprache. Zschokke, der sie uns überliefert, beteuert den echten Wortlaut der Rede, die ein rührendes Zeugnis von der Verbundenheit zwischen dem Landeshauptmann und den Soldaten darstellt, wie sie in altschweizerischer Tradition gelegen ist.

„Bald sind wir am Ziele. Von Feinden überall umschlossen, von Freunden verlassen, ist nur noch die Frage, ob wir zusammenhalten wollen, standhaft und bieder, jetzt wie einst unsere Väter am Morgarten. Unser Los ist der Tod. Fürchtet's einem von uns, so gehe er zurück. Kein Vorwurf wird ihm folgen. Wir wenigstens wollen einander in dieser Stunde nicht betrügen. Lieber ist mirs, hundert Mann zu haben, auf die ich trauen darf, als fünfhundert, die im Gefecht davon laufen. Ich gelobe Euch, in keiner Gefahr und im Tod nicht von Euch zu scheiden. Gefällt Euch dieser Vorschlag, so laßt zwei Männer aus der Schar treten und mir in Eurem Namen das Gleiche geloben.“ „Ja, ja“, waren die Antworten, „wir wollen halten und Euch nicht verlassen.“

Aus diesen Worten tönt eine tiefe Schicksalsergebenheit und die Entschlossenheit des Führers, der mit seiner Truppe jedes Leid teilen will. An Marianus Herzog schrieb Reding einen heute verlorenen Brief, Paravicini sei entwichen und die Franzosen in Lachen. Brüderliches Zusammenhalten sei in der schweren Lage unumgänglich. Daher werde am Abend des 1. Mai in Rothenturm Kriegsrat gehalten. Andern Morgens solle Marianus Herzog dessen Beschlüsse erfahren.

⁴ Gander, 245.

Die Panik in Schwyz.

Nach dem unglücklichen Kriegsbeginn am Zürcher- und am Zugersee verloren im Hauptort alle den Kopf. Es hatte schon vom 14. April bis zum 1. Mai in der schwyzerischen Bevölkerung wie in einem Hexenkessel gebrodelt. Ein Geistlicher, der Beichtvater des Frauenklosters, berichtet als Augenzeuge, daß allgemeine Verwirrung, Wahnsinn und vollkommene Anarchie im ganzen Lande herrschte, besonders, nachdem Paravicini, d. h. ein Reformierter, das Oberkommando übernehmen wollte.¹ Die Empfindung des Volkes gab keinen vernünftigen Ueberlegungen mehr Raum. Ermahnungen wollte man nicht anhören, „damit nicht einige in ihrem Wahnsinn möchten gestört werden“, schreibt der geistliche Gewährsmann.

Alles ging unter in der wilden Kampflost, mit der die Schwyzer unter die Waffen traten. Rueff sagt: „Wenn ihre Klugheit dem Mut, der sie belebte, gleichgekommen wäre, so hätte man glauben sollen, sie wollen eine halbe Welt bezwingen.“

Nach dem empörenden Abmarsch der Glarner und auf die Kunde der Gefahren bei der Schindellegi, begann der Landsturm zu Schwyz aufzubrechen.

„Junge Knaben, alte Männer, sehr viele Weibsleute mit Knütteln und andern Werkzeugen, teils mit Hellebarden bewaffnet, liefen teils nach Arth, teils gegen den Sattel, wo einige Fremde zu Tode geschlagen wurden, man weiß nicht, waren es Spione oder Wallfahrer. Auch zogen Weibsbilder aus Mangel an Pferden die zwölf in Luzern eroberten Kanonen, ihrer elf bis zwölf vor einem Stuck, von Brunnen nach Schwyz, samt einem Bombenkessel. Es war aber keine Anführung, keine Ordnung. Das Volk — nicht wissend, wo es am meisten Not tat — lief verwirrt durcheinander: der eine da-, der andere dorthin, und weil keine Ordnung war, blieb der größte Teil zurück.“²

Jede Regierung hatte aufgehört. Der regierende Landammann Weber schloß sich den über den Prigel abziehen-

¹ P. Emmerich Rueff, Beichtvater im Kloster St. Peter, Tagebuch, Ms. Einsiedeln, S. 17, und für das Folgende 20.

² Faßbind, 91.

den Glarnern an, mit ihm Landvogt Xaver Weber, der Pfarrer zu Steinen u. a. Alt Landammann Karl Reding flüchtete unter einem Vorwand nach Brunnen und von dort über den See.³

Auch die Geistlichen verließen ihre Posten; die Kostbarkeiten der Pfarrkirche wurden versteckt. Wo noch Gottesdienst gehalten wurde, kam es zu hysterischen Angstausschüben. Eine Frau rannte mit dem Geschrei in den Gottesdienst: die Franzosen kämen schon durch die Herrengasse. Gleicher unbegründeter Tumult brach während der Messe in der Kirche des Frauenklosters aus. Wo die weltliche Autorität und die geistliche Leitung verschwanden, trieben Aberglauben und Gerüchte ihre wilden Blüten. Man hoffte auf Mirakel und Wunder.⁴ Prophezeiungen von Bruder Klaus wurden herumgeboten. Tausend ausgestreute Lügen und Legenden fanden williges Gehör, wie diese: daß die drei Tellen kommen und retten würden. Oder man sprach von der Auferstehung des vor 90 Jahren hingerichteten Hauptmann Stadler, der als der große Helfer angesehen wurde.⁵ Schließlich kam es so weit, daß eine Prozession auf sein Grab zog, unter Anführung eines halbverrückten Mannes, Andreas Bellmont — desselben, der ein Muttergottesbild mit Gewalt aus dem Frauenkloster entfernte, damit, von Weibern und Kindern begleitet, herumzog und dem Volke predigte.

Jedes Band der Ordnung war gelöst, panische Angst und Wut hielt alle im Bann. Von verständigen Anweisungen an die Bevölkerung oder gar von einem geordneten Nachschub von Munition und Proviant an die Truppen war selbstverständlich unter diesen Umständen keine Rede. Es muß überhaupt wundernehmen, daß das schwyzerische Kriegsvolk, trotz dem Wirrwarr in seinem Rücken, am 2. und selbst noch am 3. Mai aushielt und tapfer und unentmutigt dem Feinde widerstand.

³ Faßbind, 58.

⁴ Rueff, 34.

⁵ Gander, S. 263; vgl. über Hptm. Stadler, Nabholz, S. 31.

Der Kriegsrat am Rothenturm.

Von diesen Stimmungen im Hauptort genau unterrichtet, rief der Landeshauptmann schweren Herzens den Kriegsrat zusammen. Reding sah sich von unüberwindlichen Schwierigkeiten umstellt. Das Heer der Schwyzer war auf ca. 4300 Schwyzer, ca. 800 Einsiedler und Höfner und etwa 150 geflohene Landleute von Aegeri, Risch etc. zusammengeschrumpt. Munition war nur in ungenügenden Mengen vorhanden. Die Stimmung der Soldaten ihren Offizieren gegenüber war ausgesprochen schlecht, die ernerische Hilfsmannschaft unzuverlässig, die Regierung aus Schwyz geflohen, das Volk in Aufruhr und Chaos. Der Landeshauptmann selbst konnte nicht völlig auf die Truppen zählen, — da unter dem Einfluß von Marianus Herzog und namentlich des eigenmächtigen und wenig zurückhaltenden P. Paul Styger Verdächtigungen aller Art unter dem Kriegsvolk umgingen, die mehr vermochten als Anordnungen schwankender Offiziere, sowie des verzagten Kriegsrates. Wie sollte der Befehlshaber sein kleines, halb meuterndes Heer zur Verteidigung aller schwachen Punkte längs der Landesgrenze, bei Arth, bei Morgarten, bei den Pässen von Schornen und St. Jost, bei Etzel und Schindellegi auseinanderreißen und der beinahe vierfachen Uebermacht der Franzosen widerstehen?

Der Kriegsrat in Schwyz stritt zuerst hoffnungslos mit den Urnern, wohin ihre auf 800 Mann vermehrten Truppen gestellt werden dürften. Am wichtigsten wäre gewesen, sie alle nach Schindellegi zu werfen. Im Notfall hätte man sich bei dieser Truppenverlegung auch mit dem zweiten Kontingent von Uri begnügt, zirka 400 Mann. Jedoch die Urner sträubten sich gegen alles. Sie zwängten durch, obwohl die Schornen — ohnehin der sicherste und gefahrloseste Abschnitt der Verteidigung — hinlänglich mit vierhundert Mann der Ihren besetzt war, daß auch die zweiten 400 auf Schornen gelegt wurden. Man müsse alle 800 bei-

einander haben.¹ Entgegen der Absicht Redings konnte nun das wichtigste Einfallstor nicht genügend besetzt werden.

Reding konnte es nicht verantworten, daß mit zu schwachen Kräften, wobei er den offizierslosen Einsiedlern wenig Vertrauen entgegenbrachte, die exponierte Stellung Etzel-Schindellegi gehalten würde. Man beschloß daher zu Rothenturm, diese Verteidigungsstellung aufzugeben und sich auf die innere Verteidigungslinie zurückzuziehen. Der Preis des Rückzuges war Einsiedeln. Da erschien, völlig unvermutet, Marianus Herzog selbst im Kriegsrat. Die verdrießliche Mannschaft hatte Marianus bestürmt, sich selbst nach Rothenturm zu begeben, da man den ungewissen Beschluß des Kriegsrates nicht abwarten wollte. Bereits war der Rückzug beschlossene Sache, als der eifernde Pfarrer von Einsiedeln Einspruch erhob. Mit der Räumung des Etzels sei die Niederlage des Kantons besiegelt. Mit harten Worten erklärte Herzog die Beratung für unnütz. Sie verrate unnötige Furcht. Man solle sich bei Schindellegi halten. Er erinnerte an das erste Gefecht vom 30. April, wo es 200 Glarnern gelungen sei, die Franzosen bis nach Richterswil zurückzuschlagen. Den mutigen Einsiedlern könne man es verdanken, daß die Franzosen aufgehalten wurden. Wie viel mehr, meinte der Pater, hätte gewonnen werden können, wenn nicht Schilter mit seinen Schwyzern, wenn nicht Paravicini mit der Artillerie und seinen Truppen dem Gefecht fern geblieben wären.²

Tatsächlich erreichten diese zornigen Worte und die Aufzählung der Einsiedler Taten den Zweck, die beschlossene Räumung der ersten Linie wieder zur Diskussion zu stellen. Reding, Major Bellmont und die andern

¹ Eine ausführliche Darstellung dieses Streites und des weitern Verhaltens der Urner siehe Hettlingen, 58 und 66 ff.

² Faßbind 104. — Der Gedankengang des Paters war zweifellos richtig, indes konnte nach dem Abzug der Glarner die erste Linie unmöglich mehr gehalten werden.

Mitglieder des Kriegsrates beharrten auf ihrer Ansicht, Etzel und Schindellegi preiszugeben. Die zugezogenen Kriegsräte, mit nur beratender Stimme, stellten allerdings vor, daß man an den Angehörigen der Höfe und Einsiedeln durch Preisgabe einen Eidbruch begehe. Jedoch Reding, der die Lage militärisch überblickte, wollte nicht nachgeben. Auf eine Frage an Herzog, ob er zur Verteidigung des Etzels entschlossen sei, antwortete der Priester, daß sie alle bereit seien, für Vaterland und Religion zu sterben. Er nannte aber dafür vier Bedingungen: Die Verteidigung von Schindellegi, Altmatt und Enzenau — ferner, daß man ihnen einen erfahrenen Offizier zur Verteidigung des Etzels, genügend Munition und etwa 40—70 Scharfschützen zur Besetzung der weitläufigen Bergkette schicke. Reding antwortete darauf ausweichend, daß er oder ein anderer Offizier am nächsten Morgen auf den Etzel kommen werde.

Die auf diese Unterredungen bezügliche Stelle im Protokoll des Kriegsrates lautet: „Vor abgehaltener Kriegskommission den 2. Mai 1798 mit Zuzug der Kriegsräte vom löblichen Stand Unterwalden, Glarus und Pfarrherrn Marianus Herzog von Einsiedeln. Nachts um 1 Uhr erkennt und beschloss, daß man die Grenzen und unseres eigene Land zu verteidigen entschlossen, somit die von Einsiedeln den Etzelposten, die Unsrigen aber die Schindellegi und die übrigen Grenzposten besetzen und verteidigen wollen.“³

Von den Bedingungen der Einsiedler ist hier nichts erwähnt. Eine Einigung darüber fand offenbar nicht statt. Redings Zusage, daß am nächsten Morgen ein Offizier auf den Etzel kommen werde, wäre unter diesen Umständen eher als eine Prüfung der Lage vor weiteren Maßnahmen zu verstehen. Jedenfalls wollte keiner von den Offizieren gern neben dem heftigen Pfarrherrn von Einsiedeln kommandieren, am wenigsten ein Schwyzer. Dagegen bestätigt das Protokoll das gegenseitige Einvernehmen, daß die Einsiedler auf eigene Faust den Etzel halten wollten und daß

³ Kantonsarchiv Schwyz, Fasz. 208, Nr. 21.

die Schwyzer ihrerseits die Schindellegi verteidigen würden.

Die bedrückte Stimmung dieses Kriegsrates, der gern seine Verantwortlichkeit losgeworden wäre, verrät der weitere Beschluß des Protokolls, daß sämtliche Ober- und Unteroffiziere mit Zuzug von vier durch das Volk gewählten Räten beraten sollten, ob sie angreifen wollten oder nicht. „Uebrigens wird allen väterlich angeraten, wegen unserer Schwäche sich verteidigungsweis zu halten.“

Von dieser Geistesverfassung der obersten Kriegsführung konnte Marianus Herzog, auch wenn die genannten Umstände nicht existiert hätten, keine Initiative erwarten. Die alte Abneigung gegen das Stift Einsiedeln von seiten einiger Kriegsräte hatte leichtes Spiel, umso leichter, als der Kriegsrat die sachlichen Schwierigkeiten, welche sich der Erfüllung von Herzogs Wünschen entgegenstellten, als unlösbar betrachtete.

Aufgabe des Etzel und Rückzug.

Morgens 2 Uhr ging der Rat auseinander. Auf dem Heimritt wurde, wie erwähnt, Major Bellmont erschlagen.⁴ Für Reding brachte die Nacht viele Kränkungen und Bitterkeiten.

Er ritt eine Weile mit Marianus Herzog den gleichen Weg nach Schindellegi, als ihnen ein Soldat begegnete, der Reding die schwersten Vorwürfe machte, weil es die Offiziere nicht mit dem gemeinen Manne hielten. Nieder geschlagen und erbittert wandte sich Reding an den Pfarrer: „So geht es auf St. Jostenberg, so gehts an allen Orten. Die Gemeinen trauen und gehorchen den Offizieren nicht; wer will da kriegern?“⁵

⁴ Bellmont, 13, berichtet unrichtig, daß Bellmont auf dem Hinweg zum Kriegsrat getötet worden sei.

⁵ Faßbind, 106.

Ein Eilbote kam darauf von Rothenturm hinter ihnen her mit der schlimmen Nachricht, daß Küßnacht kapituliert habe, worauf Reding wieder nach Rothenturm ritt, offenbar in der Hoffnung, sich dort noch mit einigen Kriegsräten besprechen zu können. Aber in der Nähe des Dorfes wurde er von dem alten Vater P. Paul Stygers angehalten und sogleich beschimpft, als ob der Landeshauptmann hätte fliehen wollen. „Du hast kein besseres Blut als ich und meine Kinder, ich, mit drei Buben und zwei Meitlenen wehren uns und wollen für Gott und Vaterland sterben, ehe daß wir uns den Franzosen ergeben.“⁶

Die stolze Zuversicht des Pfarrers Herzog sollte bald einen Dämpfer erhalten. Er wurde bei seiner Ankunft in Einsiedeln von den Einsiedler Behörden, dem Ammann Gyr, dem Amtsvogt Birchler und alt Statthalter Benziger unfreundlich empfangen und eingeschüchtert. Einsiedeln sei zur Kapitulation entschlossen, er solle keinen Widerstand mehr leisten.⁷

Herzog konnte so den ungeduligen und ängstlichen Einsiedlern auf dem Etzel keine Zuversicht bringen; und die Truppe wurde noch geneigter, über falsche und richtige Nachrichten über alles Maß zu erschrecken. Unter den veränderten Umständen galt dem Pfarrer inmitten dieser führerlosen Herde das gegebene Versprechen nicht mehr viel. Viel wichtiger wurde, wie man aus der durch zu große Selbständigkeit entstandenen Gefahr sich herauszog. Herzog erklärte der zusammengerufenen Mannschaft, unter welchen Bedingungen er die Verteidigung des Etzels übernommen habe. Man sei ganz auf sich selbst angewiesen, ohne Unterstützung des Kommandos von Schindellegi; in Einsiedeln stimme man für Kapitulation.

⁶ Dieser Zwischenfall findet sich nur bei Faßbind, 106, erwähnt, der sich erstaunt zeigt, daß ihn Redings Aufzeichnungen nicht erwähnen.

⁷ Faßbind, S. 83.

Es komme nicht in Frage, daß man dem gemeldeten Anzug von 5000 Franzosen widerstehen könne.

Auf diese Eröffnungen hin wollten alle nach Hause. Tatsächlich stand es sehr schlecht unter der Mannschaft: zu wenig Leute, keine Eintracht, kein Kommando, zwar sechs Kanonen, aber nur mit zirka 50 Ladungen.

Der sich auflösenden Truppe galoppierte Marianus Herzog voraus, und auf den Ruf, mit dem er um die Mittagszeit Einsiedeln durchritt: „Fliehe, wer fliehen kann!“ flüchtete alles Hals über Kopf.⁸

Reding war inzwischen in ein ernstes Gefecht mit den anrückenden Franzosen verwickelt. Hauptsächlich dank der vortrefflichen Schießfertigkeit seiner Scharfschützen wurde der Feind zurückgetrieben bis gegen Wollerau. In der vordersten Linie befand sich die Abteilung Bellmont, deren Kommando Hauptmann Schilter übernommen hatte. Ihrem ungestümen Kampfgeist fehlte zwar plötzlich der Kommandant. Es hieß: er sei durch Verrat seiner eigenen Leute erschossen worden.⁹ Trotzdem drang man heftig vorwärts, sich mit Zuwinken der Hüte und gegenseitigem Zurufen unterstützend. Der zwischen die regellos Vorwärtsstürmenden sprengende Landeshauptmann, der sie mit einem donnernden „Zurück!“ begrüßte, wurde schlecht empfangen. Das tiefe Mißtrauen der Leute gegen jede unverständene Handlung erhob sich auch gegen ihn. Man murmelte von Verrätereien. In dem wilden Getümmel gelang es Reding endlich, zu erklären, daß Herzog den Etzel aufgegeben habe, daß die Haufen auf St. Jost schwankten und sofortiger Rückzug die einzige Rettung sei.

Zur Deckung des Rückmarsches befahl er drei Kompagnien. Reding sprach den Offizieren Mut zu: ein entscheidender Schlag solle noch gewagt werden. Sie erhielten Befehl, nach dem Uebergang über die Sihl die Brücke abzubrechen, dann in den Gebüsch und Wäldern

⁸ Id. 111.

⁹ Bellmont und im Folgenden, S. 15.

bei Rothenturm verborgen Stellung zu nehmen. Wenn die Fahne in Rothenturm als Zeichen aufsteige, sollen sie aus dem Hinterhalt hervorbrechen und dem Feind in die Flanke fallen. Senke sich die Fahne aber, so hätten sie die Aufgabe, Schwyz zu decken.¹⁰

Das Gefecht am Geißmoos und bei Rothenturm.

P. Paul Styger hatte es nicht lange in Arth ausgehalten. Er eilte den geflohenen Kriegsräten auf den Sattel nach. Unterwegs traf er das zweite Hülfskorps der Urner. Sie gingen langsam wie Saumpferde daher, obwohl die Schwyzer an der Schindellegi in Not waren. Empört schrie der Pater die Urneroffiziere an: ob sie nicht da wären, um zu retten? Es komme ihm vor: man wolle alle Schwyzer mit Fleiß dem Feinde in die Hände spielen. In das verlegene Schweigen der Offiziere spendete die Mannschaft Beifall.¹ Die Kriegsräte in Sattel sahen sein Erscheinen mit Mißfallen. Seine Einmischung, die Zurückverlegung der Truppen von St. Jost nach Rothenturm zu verhindern, mißlang. Um Styger auf gute Art los zu werden, schickte man ihn mit den Leuten, die mit ihm am Kiemen gekämpft hatten, auf Vorposten an den Morgarten.

Nachdem Styger seine Leute am Morgarten aufgestellt hatte, nahm er sich wieder die Bewegungsfreiheit, die seinem unermüdlichen Temperament entsprach. Zuerst sprengte er nach Rothenturm und gab der dort stehenden Mannschaft Unterricht im Gebrauch der Kanonen und der Anlage von Laufgräben. Dann ging es im Galopp auf die Altmatt. Er wollte den Landsturm zu Hilfe holen, um mit ihm die bedrängte Stellung am Etzel zu halten. Aber unterwegs erfuhr er von dem tödlich verwundeten Hauptmann Schilter, wie schlecht es an der Schindellegi stand. Alle Rücksicht vergessend, ließ er sich mit Landeshaupt-

¹⁰ Bellmont, 16.

¹ Gander, 253.

mann Reding, der mit seinen Truppen auf dem Rückmarsch nach Rothenturm war, in heftigen Wortwechsel ein. Er tadelte den Anführer und verlangte unbeherrscht die Rückkehr an die bedrohte Grenze. Die anmaßende Heftigkeit des Paters erbitterte den Landeshauptmann aufs äußerste.

Styger kehrte wieder an den Morgarten zurück. Der Angriff der Franzosen wurde von den Felsen des Geißmoos aus durch schwyzerische Scharfschützen zurückgeschlagen. Ein unterstützendes Bataillon Schwyzer, das von Rothenturm her anrückte, faßte die Franzosen in der Flanke und mit Hilfe der Streitlust der Frauen und der Knüttelmänner trieb man die Franzosen bis gegen Aegeri.

Leider ein Erfolg ohne Wirkung! Denn während hier die Franzosen die Flucht ergriffen, war eine zweite Angriffskolonnie — ohne erst einen Angriff auf die felsige Stellung des Schornen zu unternehmen — gegen den St. Jostenberg vorgerückt, wo Hauptmann Hediger mit seinen 700 Mann die Linie kampfflos verließ.² Fast ohne Widerstand zu finden, stiegen die französischen Schützenlinien gegen Rothenturm hinunter, wo Reding mit der Hauptmacht hielt.

Auf der kleinen Ebene der Altmatt vor dem Dorfe Rothenturm sollte die Entscheidung fallen. Die französischen Massen entfalteten sich vom Jostenberg her und setzten nach kurzem Schützenfeuer — den von Reding gelegten Hinterhalt nicht bemerkend — zum Bajonettangriff an. „Plötzlich schallte“, schreibt Bellmont, „die donnernde Stimme unseres Anführers (Reding) zu uns herüber und belebte uns aufs Neue. „Scharfschützenfeuer“ war das Signal zu einem kräftigen Kleingewehrfeuer. Alles begann lebendig zu werden. Aus Ritzen, Fenstern und hinter den Mauern des Kirchhofs hervor stieg ein dicker Pulverquahl. Ein Hagel von Kugeln fiel

² Faßbind, 90.

auf die nahenden Scharen. Den Feinden ein Weltgericht, fingen acht auf den Höhen befindliche Kanonen zu spielen an, furchtbar mähend in den feindlichen Reihen.“³ Dreimal erneuerten die Franzosen den Angriff und dreimal wurden sie zurückgeworfen. „Landeshauptmann Reding ritt durch unsere Reihen, führte unser Volk gegen die Ebene vor, und nach dem ersten Abfeuern unserer beiden Bataillone ließ er das schon lange gewünschte Sturmzeichen schlagen. Mit einem Mut, der beinahe an Raserei grenzte, brach nun alles auf: mit gefälltem Bajonett, jauchzend dem Feind entgegen. Weder die Menge noch die Kriegserfahrenheit desselben konnten die Unsrigen zurückschrecken. Die Begierde, mit den Franzosen handgemein zu werden, war so groß, daß sie, allen Gefahren und dem fürchterlichen Feuer der vielen Kanonen zum Trotz, durch eine Ebene von mehr als 800 Schritt festgeschlossen vordrangen, ehe sie den Feind in einer überaus günstigen Stellung am Fuße des Berges angreifen konnten. Die Franzosen schienen unentschlossen, ob sie fliehen oder widerstehen sollten. Als aber die Unsrn von allen Seiten mit gleich festem Schritt und Mut so nahe heran kamen, bis man einander in die Augen sah, war's entschieden. Die Unsrn brachen durch ihre Bajonette die feindlichen Reihen. Es erfolgte ein viertelstündiges Gemetzel, und die Franzosen ergriffen allseits die Flucht, so schnell, daß von ihrer Seite kaum mehr als ein Schuß geschah.“⁴

Während der Feind zurückflutete, stieg die Fahne in Rothenturm hoch. Der Hinterhalt fiel auf dieses Signal hin den flüchtenden Franzosen in die Flanken. Auf der Höhe des Jostenberges hatte sich unterdessen die Nachhut von Schindellegi eingefunden und empfing die Franzosen mit einem Kugelregen. Fast wäre Reding die Tat gelungen, die später den Ruhm seines Bruders Theodor in spanischen Diensten bei Baylen begründete, daß das

³ Bellmont, 18.

⁴ Faßbind, 96; vgl. Zschokke, 328 ff.

ganze Korps der Franzosen in die Gefangenschaft des Feindes fiel.

Der Sieg bei Rothenturm war größtenteils das Verdienst Redings. Er hatte in der Erkenntnis, daß bei dieser Schlüsselstellung der entscheidende Kampf sich abspielen würde, vorher nach Schwyz eine Botschaft gesandt: „Das Volk verlangt das Panner und den Landsturm.“⁵ Jedenfalls kümmerte er sich nicht um die Anweisungen der Kriegskommission, daß man gegenüber den anrückenden Franzosen keine Feindseligkeiten unternehmen solle.⁶ Seine Unerschrockenheit, der im richtigen Moment gegebene Befehl zum Angriff, sowie der geschickt gelegte Hinterhalt ermutigten die Krieger und brachten ihnen einen Erfolg auf der ganzen Linie, was dem bloßen Draufgängertum der in jeder Kriegskunst unerfahrenen Bauern niemals möglich gewesen wäre. Pater Styger befand sich während dieser Zeit auf dem Posten am Morgarten.⁷ Mit Recht galt daher Reding als Sieger des Tages. Trotzdem war die Lage hoffnungslos. Schauenburg rückte von der Schindellegi her vorsichtig, einen Hinterhalt befürchtend, gegen Einsiedeln. Von hier aus stand ihm der Weg nach Schwyz über die Iberger-, Holz- und Haggenegg offen. Nur eine kleine Abteilung von schwachen Frauen hielt ihn besetzt. Außerdem waren die bei Rothenturm konzentrierten Streitkräfte gänzlich abgekämpft. Die Soldaten sahen mager und eingefallen aus, aufs äußerste erschöpft, seit fünf bis sechs Tagen ohne Schlaf und ohne etwas Warmes zu genießen.⁸ Das Versagen eines Etappendienstes, des Nachschubs von Lebensmitteln und Munition, hatte sich verhängnisvoll aus-

⁵ Kantonsarchiv Schwyz, Fasz. 208, Nr. 22. Das in Meiringen gewesene Landespanner war in ununterbrochenen Märschen mit dem Landsturm wieder in Schwyz eingetroffen und von dort auf Redings Befehl sogleich nach Rothenturm weitergezogen.

⁶ Id. Fasz. 208, Nr. 20.

⁷ Vgl. Ochsner, 62, und die dort zit. Literatur.

⁸ Rueff, 37.

gewirkt, ohne daß die schon in den ersten Tagen erhobenen Klagen etwas gefruchtet hätten.⁹

Am 3. Mai sollte sich zwar noch einmal zeigen, welchen Widerstand die Schwyzer zu leisten verstanden. In zwei Gefechten unterhalb Arth und auf der andern Seeseite bei St. Adrian am Rufiberg wurden die angreifenden Franzosen durch das überlegene Feuer der schwyzerischen Scharfschützen zurückgeschlagen.

Unter dem bei Rothenturm versammelten Volk war indes schon am Morgen des 3. Mai Kunde von einer Kapitulation verbreitet. Als zu allen übrigen Gefahren noch die Nachricht eintraf, daß die Urner den Paß von Schornen verlassen hätten und nach Hause marschierten, beschloß der Kriegsrat am Nachmittag, die Kapitulationsverhandlungen einzuleiten.¹⁰ In seinem Schreiben an den Rat und Landammann zu Schwyz wird der Entschluß mit den Umständen begründet, daß „die Hilfstruppen von Uri sich zurückziehen, so daß wir keine Hilfstruppen mehr haben, und der Feind von St. Josten, der Schornen, der Altmatt, ja allerorten droht.“¹¹

Schauenburg erklärte sich mit den von den Schwyzern gestellten fünf Kapitulationsbedingungen einverstanden: Religionsfreiheit, Unverletzlichkeit des Priesterstandes,

⁹ Vom Sattel aus schrieb die Kriegskommission an Landammann Weber: „Doch mehr Tätigkeit in der Proviant- und Munitionskommission, sonst ist alles verloren!“ Fasz. 208.

Reding war durchaus von Siegeswillen beseelt. Die Annahme P. Flüelers (S. 190 u. a. O.), Reding habe dem Volke durch „verlorene Gefechte“ beibringen wollen, daß es die Kapitulation und damit die Ochsische Verfassung annehmen müsse, geht entschieden zu weit. Sie steht in Widerspruch mit der Tatsache, daß er Instruktionen des Kriegsrates, wie erwähnt, augenscheinlich mißachtete und doch kämpfte. Auch die Auffassung P. Flüelers, daß Reding aus Furcht schwieg, läßt sich mit seiner bezeugten Tapferkeit nicht in Einklang bringen. (Flüeler, 190.)

¹⁰ Vgl. Hettlingens Schilderung der fruchtlosen Verhandlungen mit den Urnern, 66 ff.

¹¹ Fasz. 208, Nr. 29, Kantonsarchiv Schwyz.

Eigentumsgarantie, Verzicht auf militärische Besetzung des Landes Schwyz, Verzicht auf Entwaffnung der Mannschaft. Die endgültige Beschlußfassung sollte eine außerordentliche Landsgemeinde am 4. Mai vornehmen. Vor der Absendung des Boten an Schauenburg ließ Reding eine Soldatenlandsgemeinde abhalten und fragte seine Truppen, ob sie in der schrecklichen Lage des Vaterlandes nicht einen Waffenstillstand und eine annehmbare Kapitulation haben wollten. In unbeschreiblichem Tumult gingen die Ansichten über die Kapitulation durcheinander.

„Die Krisis der Freiheit glich jener eines Menschen, der mit dem Tode ringt und noch einmal alle Kräfte anspannt, um sie zu erhalten. Die einen schrien: Nein, lieber wollen wir sterben! Andere riefen: wir wollen solange nicht kapitulieren, bis zwei Dritteile von uns umgekommen sind. Das Opfer ist für uns nicht zu groß. Hausväter und solche, die ein sanfteres Gemüt hatten, sagten, daß Sieg oder Tod für uns unnütz sein würden. Wenn sich auch alle opferten, so würde das Vaterland doch nicht gerettet, sondern noch mehr verheert werden.“¹²

Fast weinend, strich Reding alle Gründe für eine Kapitulation heraus, traf aber bei Hauptmann Alois Frischherz auf entschiedenen Widerspruch.

„Dieser erinnerte das Volk an das Vertrauen auf Gott. Die Feinde seien nicht so mächtig, ein furchtsames, gedungenes Volk. Er rate bei seinem Gewissen und Vaterlandseid, nicht zu kapitulieren, sondern vorzurücken. Nach einem Wortwechsel zwischen den beiden Offizieren sagte endlich Reding: ‚Liebe Landleute, wir wollen das Sichere spielen, uns in die Pfarrkirche verfügen und dort einen kleinen Rosenkranz beten, die Kapitulation auf Genehmigung der Landsgemeinde einstweilen annehmen und morgen dann auf Schwyz ziehen‘.“

Die Kapitulation der Landsgemeinde vom 4. Mai.

Ganz gegen die Gewohnheit erschienen bei dieser Landsgemeinde alle Landleute in Waffen. Das auf der Brücke aufgestellte Kreuz und der bischöfliche Kommissar im Kreis seiner Geistlichen vermochten die aufgewühlten

¹² Für dies und das Folgende Gander, 268 ff.

Leidenschaften des Volkes nicht zu besänftigen. Auf allen Gesichtern stand Unwille, Gekränktheit und Unzufriedenheit geschrieben.

Nachdem die Kapitulation verlesen war, ergriff der Landeshauptmann das Wort zur Berichterstattung. Er schilderte sein Verhalten, sowie die Uebermacht der Feinde. Nach der Aussage eines Landsgemeindeteilnehmers schien er aus Mücken lauter Elephanten zu machen.¹ Die Schwäche und Unordnung der Schwyzer beschrieb er ganz schwarz und sparte gegenüber P. Paul Styger und P. Marianus Herzog, den er zu Unrecht einen Verräter nannte, nicht mit tadelnden Worten. Zum Schluß riet er, die Kapitulation anzunehmen. Der im Anschluß verlesene Brief eines Geistlichen enthielt die gleiche Empfehlung.

„Bis jetzt war das Volk ruhig geblieben. Als es aber zum Abschließen kam, erhob sich ringsumher ein dumpfes Murmeln, welches mit jedem Augenblicke stieg und zum wildesten Gestoß (Drängen) anwuchs. Es war das letzte gewaltsame Ringen gegen einen Akt, wodurch man seinen (eigenen) Sturz früher oder später vorsehen mußte. Es wurde vieles und langes dafür und dawider gesprochen. Wie die Gemüter, so war der Himmel. Bei hellem Sonnenschein zogen sich Wolken zusammen, die in starkes Donnern und Regen übergingen. Wind und Sturm wechselten ab wie im Herzen des versammelten Volkes. Die Verschiedenheit der Gründe und Begriffe vermehrte die Hitze des versammelten Volkes. Das Schreien und Toben war allgemein. Umsonst suchten einige die Ruhe herzustellen. Lange wollte man keinem Rat und keiner Vorstellung Gehör geben. Viele verließen die Landsgemeinde, um ihren Schmerz freier austoben lassen zu können. Diese Verwirrung und dieser Sturm, der alle Beratschlagung hemmte, hatte eine halbe Stunde gedauert. Viele drohten einander mit geschwungenen Schwertern, mit geladenen Gewehren. Rings von Feinden umgeben, schien das erbitterte Volk diesen die Mühe zu erleichtern und sich selbst vernichten zu wollen.“²

Männer von Arth, die auf ihren Pferden, den bloßen Säbel schwingend, dahersprengten, legten zu noch grös-

¹ P. Rueff, 38. Vgl. auch Faßbind, 107.

² Faßbind, auch für das Folgende 108 ff.

serer Verwirrung des versammelten Volkes einen Protest gegen die Kapitulation ein. Nur Chorherr Schuler zeigte sich der bedrohlichen Lage gewachsen. Die Sitte, Geistliche achtungsvoll und mit entblößtem Haupte anzuhören, kam ihm zu Hilfe. Er sprach sachlich und mit der Einfachheit, die den Empfindungen der aufgewühlten Volksseele verständlich waren. Ohne die aussichtslose Absicht zu verfolgen, das Neue mundgerecht zu machen, legte er alles in die Frage: Weiterführung des Krieges oder Kapitulation. Die Angst, die französischen Zusagen würden nicht gehalten, war das Hauptmotiv des Widerstandes gegen Annahme der Kapitulation. Das Mißtrauen sei ohne Grund, wandte Chorherr Schuler dagegen ein; denn während sie hier beratschlagten, wäre es ja der französischen Armee ein Leichtes, die Anhöhen zu besetzen und die schwach bedeckten Geschütze zu erobern. Aber Zeit sei keine zu verlieren. Man habe am Rothenturm ehrenvolle Kapitulation gewollt. Sei man dennoch für Weiterführung des Krieges, so vermöge man ihn höchstens in die Länge zu ziehen. Da aber der Waffenstillstand nur noch wenige Stunden daure, so habe jeder zur Verteidigung des Vaterlandes auf seinen Posten zu eilen. Andernfalls müsse man dem französischen General Bericht geben. Dann würden die Feindseligkeiten gänzlich eingestellt.

Dreimal unterbrach man den Geistlichen, bis er in Ruhe zu Ende sprechen konnte. Bei der folgenden Abstimmung über die Annahme der Kapitulation hob nur ein Bruchteil die Hände. Es ist die Ansicht Faßbinds, daß die Kapitulation keine mehrheitliche Unterstützung fand.

Der Krieg war zu Ende. Die alte Regierung legte am 8. Mai ihre Aemter nieder. Nach der Vorschrift der helvetischen Verfassung wurden am 17. Mai in jeder Kirchgemeinde die Wahlmänner bestimmt, welche die Aufgabe hatten, die neue Regierung zu wählen. Das Volk ging nur mit größtem Widerstreben an diese neue Pflicht. Aber mit echter Bauernschlauheit wählte es lauter

„Herren“ in die Behörden, unter andern Alois Reding, mit dem bezeichnenden Ausspruch: „Ihr händ d'Nidle gfrässe, frässed jetzt die blau Milch au!“³

Das Schwyzer Volk hatte sich höchst ehrenvoll geschlagen, wenn auch der Drittel von Knüttelmännern unter der kampffähigen Mannschaft keinen besondern Kampfwert besaß und ein weiterer Drittel überhaupt nicht zum Gefechte kam. Die Bewunderung des französischen Generals Schauenburg für den schwyzerischen Mut erging sich in überschwänglichen Tönen: „Par Dieu“, äußerte er sich in Zürich, „wenn ich tausend Schwyzerbauern hätte, könnte ich die Welt besiegen.“⁴

Aber der Ruhm dieser glorreichen Maikämpfe umstrahlte am leuchtendsten den Landeshauptmann. Die Zeitgenossen priesen Alois Reding fortan als den „Held von Rothenturm“. Aus all dem kläglichen menschlichen Versagen, den politischen Intriguen, dem Parteihader, dem unwürdigen Scharwenzeln vor den Franzosen stach seine auf dem Schlachtfeld erprobte Tapferkeit und Umsicht hervor. Sein gerader, treuer Charakter ließ höhere Leistungen erwarten, und er erschien der Mitwelt in einer Stunde schwerer politischer Verlegenheit als der richtige Mann, der die Geister versöhnen und dem Vaterland den Frieden schenken konnte. Die kriegerische Laufbahn bereitete den Uebertritt in die politische vor.

Schwyz unter französischer Herrschaft.

Die ehrenvolle Kapitulation konnte in der Folge Schwyz nicht vor der französischen Besetzung bewahren. 250 schwyzerische Scharfschützen, angetrieben von dem Feuerkopfe P. Styger, leisteten dem Notruf der Unterwaldner Gehör und eilten ihnen mit kriegerischer Freude

³ Faßbind, 127.

⁴ Id. 123.

zu Hilfe. Die Folge war der Einmarsch der französischen Truppen in Schwyz und Repressalien aller Art. Unverzügliche Entwaffnung, Einquartierungen aller Orten — Verdächtige warf man in den Kerker —, Abgaben und Auflagen bedrückten das Volk. Styger mußte fliehen.¹

Ein unbedachter Aufstand, in der vorzeitigen Hoffnung auf österreichische Hilfe erfolgt — der sog. Hirtenhemmlikrieg —, der die gewaltsame Rekrutierung der schwyzerischen Bauern verhindern wollte,² brachte im folgenden Jahr, am 28. April 1799, neues Unglück über Schwyz. Die Franzosen, obwohl gewarnt, wurden von dem Volksaufstand übermannt. Nach heftigem Widerstand im Zentrum des Fleckens, namentlich auf dem Kirchhof und im Kornhaus, sah sich die Besatzung von Schwyz zur Uebergabe gezwungen. Aber dieser höchst abenteuerliche Eintagserfolg hatte eine schädliche Gesamtwirkung. Den vernünftigen Schwyzern war es klar, daß nur durch schleunigste Vermittlung und Verhinderung des Schlimmsten eine wilde französische Rache verhindert werden könne. Reding selber bewirkte den Abbruch des unsinnigen Gefechtes³ und sorgte mit andern Bürgern dafür, daß die Gefangenen ordentlich untergebracht und ver-

¹ Vgl. Hettlingen, 80. — Stygers aufrührerische Tätigkeit ließ auch später nicht nach. Hettlingen bestätigt, daß Styger wiederholt in Morschach die Leute zu einem Ueberfall auf Schwyz ermunterte: „Die Herren einsperren, die Grenzen besetzen, die Schatzgelder zu Handen nehmen.“ Alles unter dem Versprechen kaiserlicher Hilfe. (Gander II, 88 ff.)

² Ein Ueberfall von Urnern in der Klus bei Altdorf, bei dem eine größere Anzahl von Franzosen getötet wurde, gab den Schwyzer Aufständischen Mut. Ein Aufständischer sagte unmittelbar vor dem Losschlagen: „Wir wollen die alte Freiheit wieder haben, die gehört uns vor Gott und der Welt, darum muß es jetzt eine Bürzleten geben, komme es heraus, wie es wolle.“ (Tagebuch des Balz Alois Bürgler, Seite 64.)

³ Abriß der Lebensgeschichte von A. Reding: „Als sie eben im Begriffe waren, das auf dem Hauptplatz aufgestellte französische Bataillon anzugreifen, erschien Reding und bot alles auf, um das

pfllegt wurden. Die Hoffnung, dafür milder behandelt zu werden, erwies sich als Täuschung: Kaum standen die Franzosen wieder in Schwyz, ließen sie 200 Schwyzern, gebunden und von Kanonen mit brennenden Luntten begleitet, nach Aarburg abführen. Auch Reding wurde nebst mehreren andern altgesinnten Herren — als vermutliche Häupter des Aufstandes — dorthin verbracht. In der Staatsfestung saß er mehrere Monate in Haft.

In den folgenden Monaten wurde Schwyz der Tummelplatz fremder Heere. Kurz nacheinander überschwemmten Oesterreicher und Franzosen das Tal. Der Gegenstoß der Franzosen zwang fast die ganze Bevölkerung von Schwyz, gemeinsam mit den geschlagenen Oesterreichern über den Stoß zu fliehen. Im ganzen Kanton herrschte anfangs 1800 nach den ständigen feindlichen Ueberfällen die fürchterlichste Armut. Von Requisitionen und Kontributionen aller Gattungen geplagt, von den Einquartierungen erschöpft, versank das Land im Ruin. Den Rest gab der frühern Ordnung und dem bescheidenen Wohlstand der Alpenmarsch Suworoffs, der — sich vom Gotthard durchkämpfend — mit seinem ganzen Heer über Muotathal zog und mit dem Bajonett den Durchbruch über den Pragel bahnte. Das verarmte Land blieb nach diesen Verwüstungen in der französischen Gewalt.⁴

Der auf die ganze Breite des Volkslebens ausgedehnte Zwang veränderte die Sitten auf der Oberfläche, stieß aber in der Tiefe auf umso erbittertern Widerstand. Die altväterische Tracht wich der französischen Mode. Sie schien geeignet, „Freiheit und Frechheit in Sitte und Gebärde einzuführen“. In erster Linie wurde bei den Beamten und Regierungspersonen der alte, dem Ansehen drohende Gemetzel zu verhindern. Den Franzosen schilderte er die sie umgebende große Gefahr, suchte sie zu bewegen, entweder das Gewehr zu strecken oder sich ohne Zeitverlust nach Brunnen zurückzuziehen; den Bauern führte er die schrecklichen Folgen ihres Unternehmens vor Augen und ermahnte sie eindringlichst zur Ruhe.“

⁴ Hettlingen, 85.

und dem Wohlstand angemessene Kleiderschmuck abgeschafft. Es verschwand die schwarze Kleidung, desgleichen Mäntel und Kragen.

„Die neuernannten Beamten gingen fortan bunt gekleidet, in kurzen Wämsern mit Gold bordiert, langen Hosen, Schärpen aus rotem Taffet um die Hüften oder über die Schultern hangend, die kleinen runden Hüte mit Federbüschen geschmückt. Lange Haare, oder Perücken gab es keine mehr. Selbst die untersten Beamten, wie Agenten und Läufer, trugen eine Armbinde mit den Nationalfarben.“⁵

Eine große Achtung konnte sich dieser neue Beamtenapparat nicht erwerben. Unter denen, die zur neuen Ordnung hielten, gab es wohl ehrlich begeisterte Männer, aber daneben viele mit bösem Willen, andere mit niederträchtiger Habsucht, manche Ehrgeizige.⁶ Das Volk in seiner großen Masse beurteilte die Neubestellte Regierung und die Uebertreibung der äußern Zeichen mit verächtlicher Skepsis. Bald lachte man heimlich über sie wie über Masken, bald sah man in ihr Gerichtsdienner eines Strafgerichtes, wenn sie mit schräg und quer gebundenen roten und grünen seidenen „Schürzen“ und Schärpen einhergingen.⁷ Auch die bürgerliche Tracht unterlag großen Veränderungen.

Die Knaben sollten von nun an kurz gestutztes rundes Haar tragen, das weit in die Stirne herabhing und über diese geradedurch abgeschnitten war. Zur gleichen Haartracht sollten die Männer in kurzem, engem Wams mit langen Hosen bis auf die Beinknöchel erscheinen und sich an den kleinen runden Hut mit hoher Gypfe gewöhnen. Unmutig räumt der Chronist ein, daß das Abschaffen der Zöpfe und anderer Frisuren bei den Knaben und das durchgängige Abschneiden der Haare fast das einzig Nachahmenswerte bei der neuen Ordnung sei.⁸

Schärfer lehnte Faßbind die Neuerungen der weiblichen Kleidung ab: Es habe sich eine Tracht eingeschlichen, die mehr heidnisch als christlich sei. Röcke und Wams dieser neuen Mode waren ein zu-

⁵ Faßbind, 173.

⁶ Faßbind, 158.

⁷ Hettlingen, 75.

⁸ Faßbind, 174 f.

sammengenähtes Ganzes. Die „Gestalt“ zog sich unter den Brüsten zusammen und rückwärts über den Nacken hoch hinauf. Die Fischbeibrust wurde abgeschafft; die Weiber nestelten ihr weiches Wams zwangslos zusammen, so daß der Busen stark heraustat. Zu den weißen oder gelben Kleidern trug man um die Hüften Gürtel oder Ketten. Die Arme waren frei, auch der Hals war entblößt, der mit einer Halskette oder Perlen geschmückt wurde. Fast wie bei den Knaben wurde das Haar halblang getragen, unten rund abgeschnitten, und es hing über die Stirne herab bis auf die Mitte. Dazu kam ein kleiner grauer, runder Hut mit hoher Gypfe. Jedoch die Bauersfrauen ahmten diese Tracht nicht nach; sie beliebte nur den Vornehmen und den Bürgersleuten von neuem Zug und Geschmack.

Schwer empfand das bisher steuerfreie Volk die drückenden Auflagen zum Unterhalt des kostspieligen Staatshaushaltes. Alles Eigentum der Klosterkirchen-, Stifts- und Gemeindegüter wurde als Nationalgut erklärt, aus dessen Ertrag man staatliche Ausgaben bestritt. Da dies nicht ausreichte, hatten sämtliche Einwohner eine Vermögenssteuer zu entrichten: 2 Gulden auf 1000 Gulden Vermögen.⁹ Den Armen legte man eine Kopfsteuer auf. Ebenso wurden Abgaben auf alles Vieh und alle Liegenschaften erhoben, sowie eine Getränkesteuer.¹⁰

Außer den Lasten waren auch die neueingeführten Feste verdrießlich. Die Hauptfeierlichkeit war die Geburt der Freiheit, an der alle Bürger teilnehmen sollten und die Pfarrer nach genauer Vorschrift predigen mußten. An diesem Tage sollten diejenigen, welche das zwanzigste Jahr zurückgelegt hatten, der Regierung den Eid der Treue leisten.¹¹ Wegen Leistung des Eides entstanden die größten Schwierigkeiten. Trotz allen Ueberredungskünsten sträubten sich die Bauern, einen Eid abzulegen, da man doch nur bei Gott schwöre.¹² Den Franzosen wurde vorgeworfen, daß die in der Kapitulation enthaltenen Versprechungen nicht gehalten worden seien; daher

⁹ Faßbind, 173.

¹⁰ Id. 173.

¹¹ Id. 159.

¹² Id. 179.

sei man auch nicht verpflichtet, die helvetische Konstitution anzunehmen. Viele trösteten die Gerüchte, der deutsche Kaiser befinde sich mit einer gewaltigen Armee im Anmarsch, um die Schweiz vom Druck des Direktoriums zu retten. „Mit der Bitterkeit des Herzens verfolgten jene, die die neue Regierung liebten und Interesse an ihr hatten, die altväterisch Gesinnten oder Konstitutionsfeinde und diese wiederum die Konstitutionsfreunde, die sogen. französische Partei.“

Doch der Groll über das neue Wesen und die Sehnsucht nach den alten Zuständen konnten nicht verhindern, daß überall die „neugeßlerschen“ Freiheitsbäume zum Zeichen der neuen Freiheit aufgestellt wurden: mit großer Feierlichkeit, unter Musik und Kanonendonner, wobei alle französischen Offiziere und die neuen Beamten erschienen und passende Reden gehalten wurden. Dem Akt wurde durch öffentliche Gastereien, Tänze, Musik, Komödien, Errichtung von Triumphbögen etc. ein prunkvoller Rahmen gegeben. „Dumm stand das niedergeschlagene Volk da und fühlte zum erstenmal den traurigen Zustand der neuen Freiheit und Gleichheit.“¹³

Während dieser Umstellungen des gesamten öffentlichen Lebens hielt sich Reding so viel wie möglich in der Stille des Privatlebens. Er wollte in keiner Behörde sitzen, die dem Lande mit den Bajonetten aufgedrängt

¹³ Gander, 396. Ein Rundgesang (Pater Rueff, S. 237) beim Fällen des Freiheitsbaumes gibt treffend die gesteigerten Empfindungen des Schmerzes und des Grolles im Volke wieder:

„Falle immer, arme Tanne, falle / ach gefallen sind auch wir
wie du / nur gleich Tauben in des Habichts Krallen / finden wir im
Arm der Franken Ruh. / Zwar man kann dich fein mit Bändern
zieren, / wie man uns mit bunten Schärpen ziert, / aber gleichen wir
nicht Opfertieren, / die man schmückt und dann zur Schlachtbank
führt? / Beugt der Baum des Zeitsturms dich zur Erden, / oder stürzt
der Schweizer Mut dich um, / dann, dann müßtest du zum Galgen
werden für das harte Direktorium.“

worden war und die er für unvereinbar hielt mit den Sitten und dem Charakter des Volkes. Einzig der Ernennung in das Kantonsgericht unterzog er sich, weil er keine andere Wahl hatte. Aber die trostlose Lage des Vaterlandes schlug ihn so nieder, daß die um seine Gesundheit besorgten Aerzte ihn zur Kur nach Baden schickten. Sie war von kurzer Dauer. Bei der Kunde von dem Verzweiflungskampf der Nidwaldner reiste er sogleich nach Hause, nur um Zeuge zu sein von der Verwüstung der Heimat und der Schädigung des eigenen Besitzes.

1799 erhielt Reding von Zschokke die Anfrage: „Würden Sie das Oberkommando über ein Corps annehmen, nicht unter den 18 000, wenn es Ihnen zur Verteidigung des Vaterlandes übertragen würde?“¹⁴ Reding lehnte höflich ab. Die Sorge für einen 74-jährigen Vater und für sein eigenes Kind, sowie für zwei noch unerzogene Neffen verhinderte ihn, ein Oberkommando zu übernehmen, das gewiß bei so vielen erfahrenen und geschickten Schweizeroffizieren ohne Umstände genügend besetzt werden könne.¹⁵ Mit dieser nicht anfechtbaren Ablehnung verbarg er den Entschluß, mit der helvetischen Regierung so wenig wie möglich zu tun zu haben. Bereitwillig nahm er dagegen die Aufforderung an, in die Municipalität von Schwyz einzutreten.¹⁶

Im Hirthemdlikrieg hatte es das Volk Redings Kaltblütigkeit und Umsicht zu verdanken, daß die Folgen nicht schlimmer waren. Indem er sich der größten persönlichen Gefahr aussetzte, verhinderte er ein Blutbad und verstand es, zwar unter größter Mühe, dem Volke begreiflich zu machen, daß der Kanton nicht Krieg mit

¹⁴ Brief von Zschokke vom 23. Febr. 1799, Archiv Reding.

¹⁵ Antwort Redings vom 25. Febr. 1799, Archiv Reding.

¹⁶ In diesen und den weitem Ausführungen folge ich dem Manuskript der im Archiv Reding befindlichen Lebensgeschichte von Alois Reding, geschrieben von seinem Sohn.

der helvetischen Regierung anfangen könne, ohne einen Krieg mit Frankreich zu führen. Das wilde Geschrei, wieder zu den Waffen zu greifen zur Erinnerung der alten Unabhängigkeit, entwarfnete sein Hinweis, daß ein solches Unternehmen bei völligem Mangel an richtiger Bewaffnung und Munition undenkbar sei. Nach seiner Rückkehr aus der Haft in Aarburg sah er mit Sorge, daß das Schwyzer Volk durch die Errichtung eines österreichischen Freikorps noch weiter zerrissen wurde. Nicht die Hülfe einer fremden Macht, sondern die Gewalt der eigenen Waffen erschien ihm als das Richtige für die Wiedererringung der Freiheit. Da er auf keinen Fall in die Geschäfte einer Partei verwickelt werden wollte, begab er sich nach Näfels und von dort im August nach Rorschach. Der Besuch des englischen Obersten Cranford in Näfels mit dem Anerbieten, das Kommando eines in der Schweiz zu werbenden Regimentes zu übernehmen, sah ihn standhaft. Den verlockenden Angeboten des Engländer widersprach Redings Vorsatz, jedes Heraustreten in die Oeffentlichkeit zu vermeiden.

Bei seiner Rückkehr von Rorschach im Herbst 1799 fand er das väterliche Haus fast unbewohnbar. Was nicht gestohlen war, war zerstört. Erschöpft von den harten Schicksalsschlägen starb der Vater am Ende des Jahres.

Indes, die öffentliche Not drängte Reding wieder in eine führende Stellung. Die Armut hatte ein erschreckendes Ausmaß angenommen. Reding stellte sich an die Spitze der Hilfsbereiten. Seinen Bemühungen war es zu verdanken, daß die übrigen Kantone mit Geld, Kleidungsstücken und Lebensmitteln reichlich halfen. Viele Kinder verarmter Eltern wurden von wohlthätigen Familien anderer Kantone aufgenommen.

Redings Hauptaugenmerk richtete sich in jener Zeit auf das Schulwesen. Er war der Begründer einer neuen Schule in Schwyz und führte wichtige Verbesserungen im Erziehungswesen ein. Völlig selbstlos bemühte er sich

auch in Bern um die nötigen Mittel, indem er den von der helvetischen Regierung beschlagnahmten Angster-Geld-Fonds und den Schulfonds zurückverlangte und die 100 Louisd'or, die ihm die Regierung in dankbarer Anerkennung seiner Dienste ausrichten wollte, dem Schulfonds zuwies.

Reding als erster Landammann der Helvetik.

Die Vorgeschichte des 18. Oktober.

Das Verfassungsprojekt von Malmaison 1801 schuf als oberstes Organ des helvetischen Staates das Amt des Landammanns. Der erste Landammann sah sich vor der Aufgabe, mit den zu einigenden Parteien das Verfassungswerk durchzuführen, wie auch mit kluger Mäßigung und Selbständigkeit das Wohlwollen und die Unterstützung Frankreichs zu gewinnen.

Daß dieses anspruchsvolle Amt auf Reding fallen sollte, war unvorhergesehen und weder im sachlichen Können, noch im persönlichen Streben des Kämpfers von Rothenturm begründet. Durch seinen militärischen Ruhm war er weitherum bekannt, in den Intrigen des Parteiwesens jedoch ein unerfahrener Neuling. Seinen Platz in Bern, als Mitglied der helvetischen Tagsatzung, hatte Reding nur unter starkem Widerspruch einnehmen können. Die Beschlüsse der Kantonaltagsatzungen von Schwyz, wie von Uri, in denen die Delegierten gewählt worden waren, sollten keine Geltung haben. Der eigentliche Grund war, daß diese Kantone den von den Unitariern in Bern vorgeschriebenen Eid des Gehorsams verweigerten.¹ Die gemäßigtere Richtung der Tagsatzung setzte schließlich sowohl für Reding wie für den Urner - Abgeordneten Müller Sitz und Stimme durch. Aber im Laufe der Verhandlungen mußten diese sehen, daß „unter der Zentralgewalt der Helvetik jede Spur ehemaliger Rechte und Volksfreiheit vernichtet wurde, was doch selbst der erste Konsul in seinem eigenen Plan vermieden hatte“. Ihrem Beschluß, Bern zu verlassen, schloß sich auch der

¹ Vgl. für das Folgende: Rigert, Geschichte des Kanton Schwyz, Ms. VI. Band, S. 85 ff. Das franz. Kommando wollte den Wünschen der helvetischen Regierung nicht entsprechen, Truppen in die widerspenstigen Kantone zu schicken; daher blieb die Obstruktion von Schwyz und Altdorf erfolgreich.

Unterwaldner-Abgeordnete von Flüe an. Hierbei kam es zu einem peinlichen Auftritt zwischen dem drohenden Verninac und Reding, der sich jede Einmischung des französischen Gesandten verbat.² Sie legten bei ihrer Abreise folgende Erklärung bei der helvetischen Regierung nieder:

„Die Deputierten der drei Urstände Uri, Schwyz und Unterwalden an die übrigen Mitglieder der helv. Tagsatzung in Bern:

Zwischen Furcht und Hoffnung waren unsere Empfindungen geteilt, als wir Deputierte von unseren Kantonal-Tagsatzungen nach der helvetischen hinreisten, und da wir endlich nach einer kränkenden Zögerung in Eurer Mitte eingetreten, so glaubten wir, nach Wunsch und Pflicht zum allgemeinen Besten mitwirken zu können. Allein da in der Folge Grundsätze aufgestellt wurden und Annahmen fanden, die in ihrem Geist und Sinn dem Wunsche und dem Bedürfnis unseres Volkes und unseren mitgegebenen Anleitungen ganz und gar widersprechen, so sehen wir uns gezwungen, zur Verwahrung unserer Ehre und zu unserer Sicherheit, wie auch zur Beibehaltung der öffentlichen Ruhe in die Mitte unserer Komittenten zurückzukehren und ihnen die wahre Lage der Sachen mitzuteilen. Und da wir für die Wohlfahrt unseres Volkes, solange wir seine Vorsteher sind, nach Pflicht und Auftrag wachen und sorgen wollen, so wollen wir die Rechte und Freiheiten unserer Kantone auf das feierlichste vorbehalten und verwahrt wissen, und verlangen und hoffen zuversichtlich, daß man mit Beschlüssen, Verordnungen und Maßnahmen jeder Art, die auf unsere Kantone einigen Bezug haben, einhalten werde, bis und so lange unsere Komittenten unsere Gesinnungen für die Zukunft werden geäußert haben.

Bern, den 9. Oktober 1801,

Müller, Alt Landammann,
Alois Reding,
Von Flüe, Abgesandter.“³

Ihnen folgten 13 weitere Abgeordnete von der föderalistischen Richtung. Ein tiefer Riß zog sich durch die

² Abriß der Lebensgeschichte; ... Verninac sagte, im Bestreben, den Austritt der demokratischen Kantone aus der Tagsatzung zu verhindern, zu Reding: „Vous voulez donc partir? Eh bien, je vous rendrai responsable des suites de cette scission“. Reding antwortete trocken: „Sachez, citoyen Ministre, que nous ne sommes responsables qu'à nos commettants, et jamais à un Ministre français.“

³ Rigert, 9. Kapitel, S. 87.

Tagsatzung „und eine Konstitution kam gegen Ende Oktober zur Geburt, welche, in vielen Stücken vom Malmaisonschen Projekte abweichend, den Kantonen gar keine Gewalt und Rechte überließ, sondern alle Macht und alle Einkünfte der Zentralregierung zusprach. Die Einheitler triumphierten und wählten nach Herzenslust lauter Häuptlinge ihrer Partei in ihren Senat“. ⁴

In der außerordentlichen Spannung hätten die Unitarier gerne zur Waffengewalt gegriffen; aber da kam den Föderalisten ein unverhoffter Umstand zu Hilfe: der General der französischen Besatzungstruppen, Montchoisy, schlug sich auf ihre Seite. ⁵ Er hatte schon Alois Reding und Müller getröstet: ihr Austritt aus der Tagsatzung sei verständlich; der erste Konsul wolle das Schweizervolk und nicht bloß „Magnaten der Revolution“ glücklich und sich zugetan wissen. Aehnlich sprach er auch zu den dreizehn „der Zwingherrschaft“ müden Föderalisten. Wie nun die Unitarier Truppen verlangten, — zur Besetzung der kleinen Kantone, zuerst von Nidwalden — und das verhaßte System mit den Bajonetten einzuführen gedachten, schlug Montchoisy es rundweg ab. Er nahm sogar einen Abgeordneten des Abtes von St. Gallen, der in Bern von den Patrioten verhaftet werden sollte, in seinen Schutz. „Er besuchte vorzugsweise die Gesellschaften der Patrizier und anderer Biedermänner, die das ältere Regierungssystem dem neuen helvetischen preferierten.“

In ihrem methodischen Eifer ließen sich die Unitarier jedoch nicht beirren. Die fertiggestellte Verfassung wies jenen zugespitzten Zentralismus auf, von welchem Bonaparte seinerzeit nichts wissen wollte.

Mit Mißvergnügen stellte Bonaparte die Nichtachtung der Grundsätze von Malmaison fest; es brachte ihn weiter auf, daß die Stellung des Wallis in der neuen Verfassung

⁴ Rigert, id. 9. Kapitel, S. 89.

⁵ Rigert, S. 88.

keine den französischen Wünschen entsprechende Lösung fand. Außer ihm wollten sich auch weder die Föderalisten, noch die ganz unter dem Einfluß des französischen Gesandten stehende Partei der Patrioten mit dem neuen Zustand zufrieden geben. Das Mißvergnügen verbündete Föderalisten und Patrioten und setzte beiderseits die Hebel des Umsturzes in Bewegung. Er vollzog sich umso einfacher, als General Montchoisy, Befehlshaber der französischen Besatzungstruppen, den Föderalisten ohne Hehl Vorschub leistete. Sogar sein Haus stand den Verschwörern zur Verfügung.⁶ Der „Patriot“ Dolder eilte inzwischen als geschäftiger Mittelsmann zwischen den Föderalisten und dem französischen Gesandten Verninac hin und her.⁷ Es schien ausgemacht, daß der Lohn für seine geschäftigen Dienste der Posten des Landammanns sein sollte, was der französische Gesandte durchblicken ließ.

Verninac,⁸ seit dem Sommer 1801 außerordentlicher französischer Gesandter in Bern, vertrat die Interessen seines Landes mit ebensoviel Schlaueit wie Skrupellosigkeit. Der ehemalige königliche Kommissar war Jakobiner geworden und in die diplomatische Laufbahn eingetreten. Das Ministerium des Auswärtigen, das Leute seines Schlages gut gebrauchen konnte, schickte ihn nach Konstantinopel und Kopenhagen. In Bern bewies er seine diplomatische Fähigkeit dadurch, daß er jedermann über die wahren Absichten Frankreichs im Dunkeln ließ und es trefflich verstand, mit zweideutigen Erklärungen Unsicherheit und Besorgnisse zu verbreiten. Unter allen schweizerischen Politikern hatte er nur mit Dolder nähere Beziehungen, und selbst diesen Mann benutzte er nur als das fügsame Werkzeug der französischen Politik, für welche der Landammann Dolder später eine wertvolle Marionette wurde.

Die Häupter der Unitarier waren sich nicht im Unklaren über die drohende Gefahr. Da sie „bösen Geruch

⁶ Rigert, id. S. 96.

⁷ Ueber Dolder vgl. weiter unten, ferner Tillier II, S. 288. — A. Elmer, Dolder, Diss., Zch. — Dolder 1753—1807.

⁸ Ueber Verninac vgl. Nouvelle Biographie Générale, Paris 1866, Bd. 46, Art. Verninac. — J. B. Dumas, Eloge Historique de Ray-

in ihren Nasen spürten“, ⁹ dachten sie Dolder und einige andere zu verhaften. Zu ihrem Schrecken zog in der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober die in französischem Sold stehende Auxiliärbrigade in Bern ein. Eine zahlreiche Bürgerwehr schloß sich ihr an, und die Unitarier mußten die machtpolitische Partie aufgeben, bevor sie begann.

In der Nacht der militärischen Besetzung Berns beschlossen die 13 ausgetretenen Mitglieder der Tagsatzung in einem bernischen Patrizierhaus:

„Weil die helvetische Tagsatzung nicht bloß entgegen dem Gesetz ihrer Zusammenberufung sich in Abweichung von dem ihr zur Beratung vorgetragenen Entwurf ihrer Verfassung zu einer konstitutionellen Gewalt erhoben, sondern sogar zur Wahl eines Senates geschritten und dieselbe auf heutigen Tag beendigt hat, in Erwägung der dringenden Gefahr, in welche das Vaterland durch diese Versammlung gesetzt worden und daß drei Mitglieder des Vollziehungsrates als Mitglieder der Tagsatzung an solchem Teil genommen (Usteri, Zimmermann und Schmid), verordnet: 1. Den übrigen drei Mitgliedern Dolder, Savary, Rüttimann oder ihrer Mehrheit ist provisorisch die Ausübung der dem Vollziehungsrat zugestandenen Gewalt übertragen. 2. Dieselben sind beauftragt, für die Beibehaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung zu sorgen.“

Unter dem Schutze des französischen und helvetischen Militärs erkannte das Rumpfparlament auf den Antrag der Herren Dolder und Savary: „Daß die sogen. allgemeine helvetische Tagsatzung, weil sie ihre Befugnisse überschritten und sich nach dem Austritte aller kleinen Kantonsmitglieder, auch mehrerer der größern Kantone, des Attributes: „allgemeine Tagsatzung“ mit Recht nicht mehr bedienen dürfe, a u f g e l ö s t und ihre Arbeiten als nichtig erklärt seien.“ ¹⁰

An diesem unblutigen Umsturz hatten Verninac und Montchoisy weitaus den größten Anteil. ¹¹

mond V., Lyon 1826. — Verninac, Gesandter in Bern 7. Sept. 1801 bis 23 Okt. 1802.

⁹ Rigert, Geschichte von Schwyz, S. 91.

¹⁰ Rigert, id. Kapitel 10, S. 92.

¹¹ Diesbach von Carouge an Wyß, 16. Oktober: „Verninac hatte sich in den Kopf gesetzt, die Tagsatzung aufzulösen. Er ist zu Dolder

Noch während der Sitzung schlug ein Ausschuß von fünf Gliedern 25 Männer vor, die den neuen Senat bilden sollten. Die verfassungsmäßige Tagsatzung wurde auf drei Monate verschoben.

Reding zögerte zunächst, dem Ruf in den Senat zu folgen, trotzdem in den Urkantonen innige Freude über den Umschwung der Dinge herrschte. Er sah richtig voraus, daß die Unitarier die Einigkeit im Innern des Landes trüben würden, auch daß sie in Paris Föderalisten wie ihn als Anhänger Oesterreichs und auch Englands anschwärzen könnten.¹² Als er aber dem Rufe doch Folge leistete, wurde er unversehens der Kandidat der föderalistischen Partei für das Amt des Landammanns.

Zunächst lag die Leitung des Staates, wie schon gesagt, in den Händen des provisorischen Vollziehungsrates (Dolder, Savary, Rüttimann). Bevor aber die definitive Vollziehungsgewalt organisiert sei, getraue man sich nichts Wichtiges zu unternehmen, schrieb Wyß nach Zürich. In Privatunterredungen hoffte man es zu einer ziemlich angemessenen Besetzung der beiden Landammännerstellen zu bringen. „Von allen Seiten wird daran gearbeitet, Dolder von der ersten Stelle, ungeachtet aller Empfehlung von bedeutender Stelle, zu entfernen.“¹³ Mißlich war nur, daß sich kein geeigneterer Kandidat zeigte als der für dieses Amt gänzlich unvorbereitete Reding. Die Klemme, in der man war, wird deutlich in der Briefstelle von Wyß: „... mit Bezug auf die Wahlen mußte man endlich eine Partie gemeinsam ergreifen, um nicht zwischen die Stühle und Bänke zu kommen; und da fand sich kein anderes Mittel, als Frisching und Reding hervorzustellen und den bisherigen Präsidenten Dolder in

gegangen und hat ihm gesagt: *Sacre Dieu, il faut, que cela finisse, f. t. ne voulez-vous donc rien faire?* Sie verstehen, daß es nicht die Hälfte dieser Ueberredungskunst brauchte, um die Maschine in Gang zu setzen.“

¹² Rigert, Geschichte, 93.

¹³ Teilnahme... Brief vom 9. November an den Vater.

den Kleinen Rat aufzunehmen.“¹⁴ Reding war noch in frischer Erinnerung als der Kriegsheld von Rothenturm; dennoch siegte er nur mit einem knappen Mehr über den Kandidaten des französischen Gesandten. Verninac vergaß es Reding nie, daß er seinem Schützling den Rang abgelaufen hatte. Seine Verstimmung war eine Gefahr für die Regierung.

Reding als Landammann.

Ohne es erstrebt zu haben, stand Reding nun in seinem wichtigen Amte als der Führer der Schweiz. Seine persönliche Bedeutung in den Augen der Mehrheit wurde von David von Wyß gekennzeichnet: „Von seinen Landsleuten als Held in den siegreichen Kämpfen gegen die Franzosen bei Rothenturm und Morgarten vergöttert, mußte er als der wahre Repräsentant schweizerischer volkstümlicher Kraft, vor der auch Bonaparte Achtung gezeigt hatte, gelten; und redlicher, fester Wille, verbunden mit aufopfernder Hingabe für das große Ziel, die Unabhängigkeit für die Schweiz womöglich wieder zu gewinnen, rechtfertigten diese Geltung.“¹⁵ Dafür fand sich Reding im Brennpunkt der untereinander streitenden, aber gegen ihn einigen Parteien der Unitarier und Patrioten, und höchst ungünstig wirkte es für seine Stellung, daß General Montchoisy wegen zu auffälliger Parteinahme für die Föderalisten abberufen und durch den untauglichen, aber patriotenfreundlichen General Montrichard ersetzt wurde.^{15*}

Zwischen den drei Parteien entbrannte der Streit um die Macht. Die geistig bedeutendsten Köpfe waren unstreitig unter den Unitariern zu treffen, nur daß

¹⁴ D. von Wyß, *Leben der beiden Bürgermeister*, 346.

¹⁵ Wyß, *id.* 347.

^{15*} Vgl. die abfällige Beurteilung durch seinen Vorgesetzten, den spätern Marschall Macdonald: *Macdonalds Memoiren*: 83 u. ff..

sie in ihrem Eigendünkel die Macht und Bedeutung der Tradition verachteten. Sie wollten den starren Zentralismus in der Schweiz einführen. Unfähig, die geschichtlichen Bedingtheiten der Eidgenossenschaft zu erkennen, versuchten sie mit verstandesmäßigen Konstruktionen die neue Einheit der Schweiz zu begründen. Diese Spekulationen, mit denen sie von einer Beseitigung der kantonalen Souveränität phantasierten, brachten sie in den spöttischen Ruf von Metaphysikern, ein Wort, das der Realitätsinn Bonapartes für sie verwendete. Beißend drückte der Erste Konsul sich über die Inkonsequenz der Metaphysiker aus, als er sagte: „Auf der einen Seite wollen sie das Volk in seine Souveränitätsrechte einsetzen, und auf der andern Seite berauben sie dasselbe seiner wahren und eigentlichen Rechte.“¹⁶ Die bedeutendsten Männer ihrer Art im Staatsdienst waren Rengger und Stapfer, letzterer seit 1800 Gesandter in Paris.¹⁷

So hohe Grundsätze sie aber hatten, in der praktischen Politik waren gerade diese Leute die größten Opportunisten und hielten weniger auf Festigkeit des Charakters als auf ihre kombinierende Klugheit. Sie standen den Föderalisten ablehnend gegenüber, waren mißtrauisch und vorsichtig im Benehmen mit den Patrioten, aber schließlich doch immer wieder gezwungen, mit den einen oder mit den andern für die Regierungsbildung zusammenzugehen. Aus Angst vor der Reaktion lehnten sie sich enger an die Partei der Revolution, als eigentlich in ihren Zielen lag, und verhinderten letzten Endes den innenpolitischen Frieden: Die Föderalisten wären zu Zugeständnissen bereit gewesen, jedoch das Mißtrauen der „Metaphysiker“ verhinderte die Einigung. Eine wirklich dauerhafte Regierung war ohne ihre Mitarbeit nicht möglich.

¹⁶ Zit. Lusser, 280.

¹⁷ Vgl. über ihre allgemeine Rolle den Briefwechsel von Wydler und Luginbühl.

Die betrüblichste Eigenschaft ihrer Politik war, daß sie aus lauter Klugheit unwürdige Nachgiebigkeit vor Frankreich an den Tag legten. Die unumgängliche Anbiederung mit den „Patrioten“, vor denen z. B. Rengger offenen Widerwillen zeigte, die man aber aus Angst vor Frankreich nicht auszuschalten wagte, schadete dem Ansehen der Unitarier. Befanden sich unter den Föderalisten viele starre Köpfe, die nicht umlernen wollten, so war der Ruf der „Patrioten“ für jeden wahren Vaterlandsfreund schmachvoll. Unter den „Patrioten“ fand man die übelsten Subjekte, die im trüben Strudel der Revolution an leitende Stellen hinaufgespült worden waren. Der ursprünglich vom obern Zürichsee stammende, aber nachher im Aargau verwurzelte und mit Kopf und Herz der Revolution und seinem Beutel dienende Abgeordnete und spätere Landammann Dolder¹⁸ war ihr unübertroffenes Vorbild.

Dolder ist eine typische Revolutionsfigur, wie sie zu allen Zeiten vorkommt, wenn die soziale Ordnung zerbricht. Er stammte aus einer einfachen Bauernfamilie. Für den Landbau zeigte er wenig Neigung. Dafür stürzte er sich auf alle Bücher, deren er habhaft werden konnte. Nach einer Lehre in einem Zürcher Kaufmannshaus wollte er eine Färberei beginnen; aber da er nicht Stadtbürger war, erlaubten es ihm die Gesetze nicht. So siedelte er nach Frankreich über, übernahm später die Leitung einer Kattundruckerei bei Wildegg im Aargau und strandete, als er sich selbständig machen wollte. Dafür warf er sich der Revolution in die Arme. Sein Aufstieg begann als Mitglied des aargauischen Senates. Dolder verstand es wie kein Zweiter, den Mantel nach dem Wind zu hängen. Seine auffallendste Eigenschaft war für die Zeitgenossen die geschmeidige Anpassung an alle Umstände. Er besaß eine so schlaue Gewandtheit, daß man von ihm sagte, er sei aus Kork geschaffen. Wyß wiederum vergleicht ihn mit einem Manne, der die Gabe habe, sich immer der aufgehenden Sonne zuzuwenden.¹⁹ Der allgemeine Eindruck über seine politische Rolle verschlechterte sich bis zur boshaften Behauptung, es stünden auf

¹⁸ „Dolder“, Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften, Art. Dolder, verfaßt von Escher 1835.

¹⁹ Wyß, Teilnahme, 6.

seiner Stirn deutlich die Worte zu lesen, die sonst nur an Häusern angebracht werden: Zu vermieten oder zu verkaufen.²⁰

Aber kein Gegner lehnte Dolder mit solcher Ueberzeugung ab, wie das Haupt der Unitarier, Rengger. Die kriegerische Unterwürfigkeit vor den französischen Herren, das maßlose Strebertum und die käufliche Habsucht waren Rengger in der Seele zuwider. „Daß Dolder wieder an die Macht kommt, ist das Allerschlimmste, was widerfahren könnte. Vor der Aristokratie habe ich mich nie gefürchtet, weil ich wußte, daß sie sich nie halten würde. Kein ehrlicher Mann, der ihn kennt, wird neben ihm stehen wollen. Dies ist so wahr, daß nun selbst die Mehrheit der patriotischen Senatsminorität den nämlichen Abscheu vor ihm hat, währenddem sie ihm doch am 28. Oktober zum Werkzeug gedient hat.“²¹

Rengger führt einige Beispiele von Dolders Handlungsweise an: Er war es, der vor dem 28. Oktober den Einmarsch der helvetischen Truppen in die Waldstätte verlangte. Nach dem 28. Oktober zog er diese Motion zurück. Umgekehrt handelte er bei der Frage des Zehnten. Zuerst widersetzte er sich; nach dem Umsturz rief er nach ihm. Er nahm den Abschaum der patriotischen Partei unter seinen Schutz. So ließ er den Mann der Geliebten des französischen Besetzungsgenerals, Montchoisy, „einen schändlichen Kerl“, in die Verwaltungskammer ernennen. Ein ganz trübes Licht auf Dolder und die Machenschaften bei seiner Wahl wirft es, daß Dolder nur deshalb Finanzminister wurde, um seine Betreibung durch den Juden Dreifuß zu verhindern.

Nicht nur vor seinen Feinden, auch vor den falschen Freunden hatte sich Reding in acht zu nehmen. Reding konnte in Regierung und Senat in erster Linie auf die Vertreter der Urkantone, im weitem aber auf alle Anhänger des Föderalismus sich stützen, ob sie nun reaktionär oder gemäßigt waren. Er hatte seit seiner Ankunft in Bern im Juni jedoch das Unglück, daß Angehörige der bernischen Aristokratie sich des politisch Unerfahrenen bemächtigten, und bemerkte offenbar nie, daß er in ihrem Spiel nur eine Karte war.

Zuerst spekulierten diese Herren auf die Unterstützung Frankreichs. Danach hofften sie wieder auf einen günstigen Einfluß Englands. Reding wurde je nach der

²⁰ Landmann, Finanzlage, 103.

²¹ Wydler II, Rengger an Stapfer, 17. Dezember 1801.

politischen Konstellation benutzt oder beiseite geschoben.²² Als jedoch das Blatt sich zu Gunsten der Föderalisten wandte, machten sich einige dieser bernischen Opportunitätspolitiker an Reding heran: „Reding ist ganz in den Händen der Gruber, Bay, Exstatthalter, der Subalternen der Aristokratie, die bis dahin allein zum Vorschein gekommen sind.“²³ Zu ihnen gesellte sich noch der ehemalige Landvogt Diesbach von Carouge. Sie alle brachten den Landammann nur in den Geruch des Reaktionärs und übten einen fast ausschließlichen Einfluß auf ihn aus. Wirklich uneigennütziger, wertvoller Rat war von ihnen nicht zu erwarten. Zu seinem Schaden fehlte Reding der Blick des Menschenkenners. Sonst hätte er niemals die beiden verhängnisvollen Fehler begangen: die Berufung des ungeeigneten Thormann zum Staatssekretär und die Ernennung von Diesbachs zum Gesandten in Paris, später in Wien, Fehler, die zu seinem Sturze wesentlich beitrugen.

Eine wertvollere Unterstützung fand Reding dafür bei den Zürchern David von Wyß und Hans Caspar Hirzel; sie waren auch Aristokraten, aber von uneigennütziger Gesinnung und nicht versessen auf die Wiederherstellung alter Rechte.²⁴ Wyß beklagte die wenig glückliche Wahl der politischen Mitarbeiter, wie die von Diesbach und Thormann. Thormann war grundrechtlich, aber in seinen Ansichten etwas beschränkt und als Staatssekretär den schwierigen Verhältnissen der Zeit nicht gewachsen.²⁵

²² Wydler II, Brief Renggers an Stapfer, 3. Juni 1801.

²³ Id., Rengger an Stapfer, 24. November 1801.

²⁴ Dav. v. Wyß, 1763—1839, Hs. Casp. Hirzel, 1746—1827. David v. Wyß führte mit seinem Vater von Bern aus einen angeregten Briefwechsel, der ebenso aufschlußreich ist für die politischen Tagesereignisse wie für die Ansichten des gemäßigten und vornehmen Mannes. S. Wyß, Teilnahme. Auch der Säckelmeister Hirzel führte eine Korrespondenz; s. Oechsli, Zürcher Taschenbuch 1901.

²⁵ Tillier II, 365.

In der Geschäftsführung ließ sich der Landammann zunächst gut an. „Reding präsidierte zum ersten Mal und gab uns ein paar auffallende Beispiele, daß glückliche Anlagen und ein männlicher, fester Charakter oft so weit als lange Geschäftserfahrungen reichen.“²⁶ Aber schon in dem auf dieses Lob folgenden Satz verrät Wyß Besorgnis in Bezug auf die fatale Beeinflußbarkeit Redings: „Glücklicherweise ist sein Kollege Frisching weniger bernerisch als vielleicht Reding selbst gestimmt. Wenn ich mich nicht trüge, wird er sich von den in der Tat neuerdings überspannten Ideen seiner Mitbürger keineswegs auf die Art leiten lassen, wie man es vielleicht von ihm erwartet.“

Bei einer kleinen Feier des neugegründeten Senates brachte Reding seine Wünsche für Aussöhnung und Vereinigung der Parteien aus; dann sollte die Konstitutionsarbeit beginnen. Es zeigte sich indes bald, daß von der Aufnahme normaler Beziehungen zu Frankreich auch die interne Neuorganisation abhing.²⁷ Entsprechend seinen Instruktionen wollte Verninac die neugebildete Regierung nicht anerkennen. Die Gesandtschaft, die Napoleon eine Adresse der Regierung überbringen und welcher Diesbach als Delegationsführer vorstehen sollte, stieß auf Schwierigkeiten. Diesbach war von Reding als neuer schweizerischer Gesandter in Paris an Stelle von Stapfer bestimmt. Gegen diesen Plan sträubte sich Verninac mit allen Kräften. Er weigerte sich zum Beispiel, Diesbach einen Paß auszustellen und „begünstigte überhaupt die Einheitler, deren bedeutendste Führer sich öfters in seinem Hotel versammelten und Schutz und Trost fanden“.²⁸

Wyß schreibt besorgt über die Lage: „Unser Gebäude steht aller bisher beobachteten Politik ungeachtet noch auf sehr schwachen Stützen, und beinahe kann man sagen, daß die Aktien seit einigen Tagen ein wenig gefallen sind. Alle Schritte der Regierung werden von subalternen Intriganten bei dem fränkischen Minister ange-

²⁶ Wyß, Teilnahme, Brief an den Vater, 22. Nov. 1801.

²⁷ Die Arbeiten blieben zunächst bei allg. Reflexionen stecken.

²⁸ Rigert, Geschichte des Kanton Schwyz, 95.

schwärzt, besonders durch die Auswahl Diesbachs nach Paris." ²⁹ In seinem Gesandtschaftsbericht ³⁰ entwirft Verninac das denkbar schlechteste Bild von diesem Patrizier: „Diesbach genießt gar kein Ansehen. Er ist ein ruiniertes Mann, den schlechte Geschäfte veranlaßt haben, sich in Intriguen zu stürzen.“ Die Erkundigungen über seinen Charakter ergaben, daß er „assez fin, mais prompt, hautain et emporté“ sei. Er wurde auf den Rat von Gruber ernannt, der Präsident der bernischen Bürgerschaft war und auf Reding einen gefährlichen Einfluß ausübte. Aber Jenner hatte sich, immer nach dem Berichte von Verninac, gegen die Abberufung von Stapfer ausgesprochen, da die helvetische Regierung mit einem Minister wie Diesbach jeden Kredit verlieren werde.

Die französische Politik in der Schweiz ging darauf aus, die verschiedenen Interessen nach dem 28. Oktober gegen einander auszuspielen. Deshalb gewährte Verninac der Regierung Reding nur karge Zeichen der Zustimmung und des Wohlwollens. „Wir dürfen“, schreibt er an das Ministerium des Auswärtigen, „diejenige Wagschale der Waage nicht aus den Augen verlieren, die seit den letzten Ereignissen an Gewicht verloren hat, um zu verhindern, daß die andere zu schwer wird.“ ³¹

Diese allgemeine Richtlinie der klugen Anpassung an die Umstände wurde nur im Fall des Wallis verlassen. Frankreichs Ungeduld, daß sich die helvetische Regierung nicht gefügig zeigen wollte, riß auf brüske Art. Französische Truppen unter General Turreau besetzten das Wallis und nahmen die öffentlichen Kassen in Beschlag. Verninac behauptete zwar, seine Regierung habe ihm davon Kenntnis gegeben, ³² machte aber der Regierung von Bern keine offizielle Anzeige von diesem militärischen Schritt.

Nicht nur die Bedrückung des Wallis, auch die entgegengesetzten Wünsche von Bern und Leman erhitzen die Gemüter. Die Regierung hatte einen schweren Stand.

²⁹ Wyß, Teilnahme, Brief an den Vater, 28. November 1801.

³⁰ Arch. étrangère, Suisse 1801, Nr. 89.

³¹ Id.

³² Oechsli, Zürcher Taschenbuch 1901, S. 195.

Durch die wachsenden Schwierigkeiten in innen- und außenpolitischer Beziehung befand sie sich in steigender Verlegenheit. Da beschloß Reding, als verantwortlicher Außenminister, kurzerhand die Gesandtschaft selbst zu übernehmen und die Reise nach Paris zu wagen, um sich mit Bonaparte über die schwebenden Fragen zu verständigen. Der Beschluß ging von der richtigen Ueberlegung aus, daß Bonapartes Anerkennung und seine Unterstützung Reding im eigenen Lande stärken und ihm die nötige Autorität verleihen würde, mit den innern Schwierigkeiten fertig zu werden.³³

Die Verhandlungen in Paris.

Der Reiseplan wurde in größter Heimlichkeit gefaßt. Verninac glaubt, der Schritt sei zwischen Hirzel und Wyß, Müller und einigen Bernern verabredet worden.³⁴ Dazu, daß Reding in Begleitung von Diesbach reiste, erklärt Verninac, Diesbach habe geglaubt, Reding begleiten zu müssen, um im Notfall das natürliche, hitzige Temperament, das den Männern der Bergkantone eigen sei, mäßigen zu können und dafür zu sorgen, daß die Grenzen der Klugheit und der Politik nicht überschritten würden.

„Er scheint mir, sich das Ansehen eines Mentors in dieser neuen Odyssee zu geben.“ Vorsorglich rekapituliert der französische Minister dann die Zustände seit dem 28. Oktober. Das Uebergewicht der Föderalisten im Senat sei durch die Ausschlagung der Wahl von einigen in Aussicht genommenen Männern unsicher geworden. Es schade weiterhin Reding, daß er bei einer Gesamtzahl von 25 nur mit 15 Stimmen gewählt worden sei. Sodann stellt Verninac eine Versöhnung der Gegner vom 28. Oktober in Aussicht, die sich schon in Redings Wahlergebnis angezeigt habe. „Das Vorzeichen erscheint den Urhebern des 28. Oktober so ärgerlich, daß es deswegen beinahe eine Spaltung im Senat gegeben hätte. Man konnte von diesem

³³ Oechsli, Zürcher Taschenbuch, 1901. Dolder gab zu, daß ihm Verninac, als dem Präsidenten des Senates, hievon unter vier Augen einen Wink gegeben habe.

³⁴ Arch. étrangères, Suisse 1801, Nr. 97, vgl. Quellen Nr. 1326.

Moment an erkennen, daß die Senatoren geteilt waren und daß zwischen ihnen kein wirkliches Vertrauen mehr herrschte."

Mit diesen Mitteln suchte Verninac in Paris die Aussichten von Redings Mission zu verschütten.

Ueber die nähern Gründe der Reise berichtet Wyß an seinen Vater:³⁵ „Werden Sie es wohl glauben, wenn ich Ihnen sage, daß unser erster Landammann plötzlich auf Paris abgereist ist? Die stete Verzögerung unserer Anerkennung auf Seite Frankreichs, die hiedurch hin und wieder, besonders auch im Leman geförderten Umtriebe unserer Gegner, der Umstand, daß Verninac selbst zahlreiche Adressen von Mißvergnügten sammelt, das stete Dunkel von Wallis und unsern äußern Verhältnissen, die Schwierigkeiten, die man der beabsichtigten Ordnung bisher in den Weg legte, brachten endlich am Sonntag (29. November) bei unserm raschen und entschlossenen Chef den Entschluß zur Reife, sich selbst dem ersten Konsul vorzustellen und wenn möglich Licht und Entscheid über die wichtigsten Punkte zu erhalten. Nur drei bis vier Personen, welche die Sache nicht mißrieten, waren im Geheimnis."

In Paris am 7. Dezember eingetroffen, bat Reding Talleyrand, sobald als möglich vom Ersten Konsul empfangen zu werden.³⁶ Seinen beiden in spanischen Diensten stehenden Brüdern berichtete Reding über die Audienz bei Bonaparte noch vor dem offiziellen Bericht an den kleinen Rat:³⁷

Paris, 13. Xembre 1801.

Herzliebste Brüder!

Die Ungewißheit, welche noch über das Schicksal der Schweiz in Rücksicht der auswertigen Verhältnisse schwebt, hat mich bewogen, mit dem Legationsrat Herrn Diesbach von Bern die Reise nach Paris zu machen, um mit der hiesigen Regierung in unmittelbare Verhältnisse zu treten, und womöglich ihre Absichten auf die Schweiz zu entdecken. Ich hatte vorgestern eine Audienz beim Minister Talleyrand, die umso günstiger zu sein scheint, da er mir morgens eine Audienz bei Bonaparte zu verschaffen versprochen hat, deren Resultat über das Schicksal der Schweiz mehr entscheiden wird als halbjährige schriftliche Unterhandlungen. Ich habe auch den Anlaß benutzt, um dem kaiserlichen russischen und englischen Hof durch

³⁵ Wyß, Teilnahme, 2. Dezember 1801 an den Vater.

³⁶ Wyß, Teilnahme, 15. Dezember an den Vater.

³⁷ Reding-Archiv, Schwyz.

ihre Minister die Schweiz und ihre wirkliche Regierung zu ihrem Wohlwollen zu empfehlen und ihnen den Wunsch geäußert, daß diese Staaten wiederum mit der Schweiz die alten Bande der Freundschaft und des Zutrauens verknüpfen möchten. Was der kaiserliche Hof anbelangt, so bin ich versichert, daß dieser mit nächstem einen Minister in die Schweiz schicken wird, auch der englische Hof scheint geneigt dazu, und alle ohne Ausnahme beehrten mich mit der allerfreundschaftlichsten Aufnahme und bezeugten mir sehr viel Teilnahme über alles, was die Schweiz gelitten hat, mit Verheißung ihrer Verwendung, um der Schweiz ihre Neutralität und Unabhängigkeit zu verschaffen.

Paris, 14. Xembre.

Heute erhielt ich die vorgemeldete Audienz bei Bonaparte, er empfing mich sehr freundschaftlich und sprach mir sehr offen. Ich habe begründete Hoffnung, meine Mission auf eine sehr ehrenvolle Art zu enden, um dem lieben Vaterland mehr Vorteile durch meinen hiesigen Aufenthalt zu bewirken, als wenn ich in Bern wäre. Es scheint, die Vorsehung habe mich bestimmt, der unglücklichen Schweiz wiederum zu einem erträglichen Schicksal zu verhelfen; Bonaparte sagte mir unter anderm sehr schmeichelhafte Sachen, daß er entschlossen gewesen sei, einen Courier auf Bern zu schicken, um die jetzige Regierung desavouieren zu lassen, da er aber meine Reise nach Paris vernommen habe, so habe er seinen Entschluß zurückgenommen, indem ihm die offene und edle Art, mit welcher ich handle, sowie die Achtung, die ich ihm durch diesen Schritt zeige, sehr schmeichelhaft seien. Von der Besitznahme des Wallis will er nun desistieren und begehrt nur den Paß durch selbes nach Italien, dagegen will er uns das Fricktal, Erguel- und Münstertal abtreten, auch die französischen Truppen aus der Schweiz ziehen lassen. Ich melde auch dieses umso lieber, da ich versichert bin, daß ihr meine Freude teilen werdet, die ich auf meinem Posten allem übrigen vorziehe, die Freude, das Schicksal der so tief gesunkenen Schweiz zu erleichtern. Ich werde euch vor meiner Abreise von Paris noch einmal schreiben und euch etwas bestimmteres melden können. Ich umarme euch recht herzlich

Euer Aloys.

Aber durch die Abreise Talleyrands nach Lyon konnten die Verhandlungen zwischen ihm und Reding nicht weitergeführt werden. In seinem Auftrag setzte nun Hauterive, der erste Mitarbeiter Talleyrands, der seinerzeit das Projekt von Malmaison ausgearbeitet hatte, die

Besprechungen mit Reding fort, mit dem Zwecke, den Entwurf einer Konvention fertig auszuarbeiten.³⁸

Ueber seine Verhandlungen sandte Hauterive dem Minister des Auswärtigen nach Lyon ein ausführliches *M e m o r a n d u m*.³⁹ Als erster Punkt wurde die Legalität der helvetischen Regierung besprochen. Hauterive riet zu einem „Amalgam“: eine Partei allein habe nicht die nötige Macht zu dauernder Befestigung im Regiment. Er habe Reding zu verstehen gegeben: wenn die französische Regierung in Verhandlungen mit ihm eintrete, ohne vorher die Legalität seines Titels als Landammann zu prüfen, so geschehe dies allein mit Rücksicht auf seinen persönlichen Einfluß und auf den von ihm geäußerten Wunsch, er möchte seine Ernennung zum Regierungsoberhaupt dahin benutzen, allen Parteien ein Mitspracherecht zu gewähren. „Reding begreift nun, daß der Erste Konsul ihm ein Zeichen der Wertschätzung und des persönlichen Wohlwollens gab.“ Der Rapport gibt Talleyrand weiter zur Kenntnis, daß Reding den Ausführungen zustimme. Die föderalistische Partei sei in zu großer Uebersahl im Senat. Er gebe deshalb sein Einverständnis, dem Senat fünf weitere Senatoren beizufügen. Dieses Abkommen wolle Reding in seinem und seiner Partei Namen zeichnen.

Der unbestimmte Charakter von Redings Stellung erlaubte es indes nicht, daß man ihn mit „offizieller Gleichberechtigung“ als vertragschließende Partei zuließ, und der Erste Konsul bestimmte, daß die Aufstellung der Liste der neuen Mitglieder des Senates und des Kleinen Rates, unter der Voraussetzung der gegenseitigen Zustimmung, genüge. Man ließ Reding wissen, er werde nach der Umformung der Regierung von Verninac offiziell anerkannt.

³⁸ Arch. étrangères, Suisse, Mémoires et Documents, 38—39, Nr. 104.

³⁹ Für das Folgende Id., Rapport von Hauterive, Nr. 105 ff.

Im weitem Verlauf der Unterredungen brachte Reding zwölf Anliegen vor. Es waren, um die wichtigsten zu nennen: Anerkennung von Abänderungen der Verfassung, Einteilung in 23 Kantone, Rückzug der französischen Truppen, Wiederherstellung der Neutralität (kein Zwang zum Abschluß von Offensivallianzen), Zuteilung von Biel, Neuville, Erguel, Münstertal und an zwölfter Stelle als wichtigster Punkt die Beibehaltung des Wallis unter der Bedingung, Frankreich die Anlage einer Militärstraße zum Simplon zu gestatten.

Der Rückzug der Truppen blieb dem Entscheid des Kriegsministers vorbehalten. Ueber die andern Punkte einigte man sich ohne Mühe; ernstliche Schwierigkeiten machte nur das Wallis. Hauterive stellte sich auf den Standpunkt, daß erstens in der letzten helvetischen Verfassung die Abtretung eines Teils des Wallis bereits ausgesprochen sei, zweitens habe auch Stapfer dies anerkannt. Reding protestierte energisch, erklärte sich aber bereit, das linke Rhoneufer bis Brig abzutreten, wenn die Walliser es selber verlangten.

„Der erste Konsul, den ich im Detail über diesen Teil der Unterredung unterrichtete, verwarf diese Form als überflüssig und gefährlich.“ Man könne nicht einen Teil der Bevölkerung vom Ganzen trennen. Gleichzeitig erkläre er seine Absicht, die Walliserfrage vorläufig unentschieden zur lassen. Frankreich wolle nur die Straße. Wenn die Gebietshoheit der Schweiz auf irgend eine Weise dabei erhalten werden könne, so sehe er darin kein Hindernis; aber für den Moment habe eine Gebietsabtrennung in dem Umfange stattzufinden, welche für den Bau einer Straße benötigt werde.

Reding zeigte sich davon nur halb befriedigt, und Hauterive hatte ihn dauernd an das Vertrauen zu erinnern, das er in das Wohlwollen Bonapartes setzen müsse. Und schließlich gab Reding nach mit dem Bedeuten, daß er alles von diesem Wohlwollen erwarte.

Es blieb nur noch die Form zu bestimmen, in welcher der Erste Konsul seine wohlwollende Gesinnung für die Schweiz ausdrücken wollte. Die Unterzeichnung eines Abkommens wurde aus den schon genannten Gründen abgelehnt. Bonapartes eigene Idee war es dann, Reding einen Brief zu schreiben, was er im Moment für das Wichtigste hielt.⁴⁰ Der Brief verfolgte den doppelten Zweck, die Parteien einerseits zu beruhigen und sie anderseits in einer definitiven Regierung zusammenzuschließen. „Es ist offensichtlich“, schreibt Hauterive weiter, „daß der Erste Konsul annimmt, die in Aussicht genommene Bildung der helvetischen Regierung werde das Ziel erreichen, das Frankreich und die Schweiz im Hinblick auf den endgültigen Zustand haben müssen, wenn sich die helvetische Regierung von den durch Reding geäußerten Versicherungen der Mäßigung, der Gerechtigkeit und der Loyalität leiten läßt.“

In der von Reding gewünschten zweiten Audienz bestätigte ihm der Erste Konsul in Gegenwart von Hauterive alle getroffenen Abmachungen und versicherte ihn nochmals des Wohlwollens und seiner persönlichen Wertschätzung.

Darauf gab der Erste Konsul Ordre, daß alle Abmachungen im Detail an Verninac gesandt würden. „Die Scharfsichtigkeit dieses Ministers werde ihn im weiteren Verlaufe der Besprechungen die Linie seines Verhaltens klar ersehen lassen, die er innehalten müsse.“ Die Abmachungen mit Reding sollten fortan einen Teil der Instruktionen des französischen Gesandten in Bern bilden. Zum Schluß bat Hauterive den Minister des Auswärtigen, Verninac eine Kopie seines Rapportes zu übermitteln.

In einer zweiten Instruktion für Hauterive verlangte der Erste Konsul das linke Rhoneufer b e d i n g u n g s -

⁴⁰ Es handelt sich um den Brief vom 6. Januar 1802, der großes Aufsehen in der Schweiz machte und in seiner ganzen Tonart so abgefaßt war, daß er Zweifel an einer weiteren Selbständigkeit der Schweiz aufkommen ließ.

lo s. Hauterive einigte sich mit Reding dann dahin, daß dem Wunsch der Bevölkerung des Wallis nach einer Abtretung nachgegeben würde, nachdem Reding schon nach Bern geschrieben hatte, daß es zu keiner Abtretung komme.⁴¹

In einem weitem Schreiben meldete Hauterive Talleyrand eine neue Sinnesänderung des Ersten Konsuls.⁴² Man wollte zuerst mehr als nur eine Konvention über die personellen Veränderungen der helvetischen Regierung treffen; Bonaparte beabsichtige auch, in Form eines Briefes die gegebenen Versprechen bezüglich der verschiedenen Anliegen zu bestätigen. Aber nachträglich verwarf der Erste Konsul dieses Vorgehen auch bezüglich des Inhaltes des Briefes, wegen des unoffiziellen und hypothetischen Charakters von Redings Stellung. Reding wurde daher nur als ein Ohrenzeuge betrachtet, der seinen Ministern und Mitbürgern von den guten Absichten Bonapartes berichten sollte. An Verninac wurden die dementsprechenden Instruktionen aufgesetzt.

Dann wurde Reding in Abschiedsaudienz empfangen und verließ Bonaparte, ganz erfüllt von der Bekundung der Güte und der wohlwollenden Absichten, die er für Helvetien aussprach.

Napoleon war also während des ganzen Aufenthaltes von Reding in Paris. Noch vor seiner Abreise nach Lyon ließ er durch Hauterive Talleyrand einschärfen, daß Verninac genaue Instruktionen erhalten müsse.⁴³ Reding reiste nicht ohne Beunruhigung wegen Verninacs Verhalten ab. Der Erste Konsul sei aber überzeugt, schreibt Hauterive, daß Verninac keine persönlichen Empfindlichkeiten habe.

Während sich Reding auf der Heimreise befand, traf im Auswärtigen Amt in Paris ein Schreiben Verninacs

⁴¹ Arch. étrangères, Suisse, Mém. et Doc. 38, 39, Nr. 112.

⁴² Id., Nr. 116.

⁴³ Id., Nr. 118. 8. Januar 1802 Hauterive an Talleyrand.

ein, voll von Hoffnungen, die durch die Abwesenheit Redings gesteigert waren. „Ich glaube nach wie vor“, schreibt Verninac, „daß es sehr nützlich wäre, den Bürger Reding in Paris so lange wie möglich zurückzuhalten. Seine Abwesenheit von der Schweiz kann dem Lauf der Dinge nur vorteilhaft sein. Die am 28. Oktober überumpelten Männer nähern sich jetzt denen, die damals den Umsturz planten und ausführten.“⁴⁴ Wenige Tage später unterbreitete Verninac dem Ministerium des Auswärtigen den Plan, sofort ein Corps Electoral aufzustellen nach einer vom ihm aufgestellten Liste, der Reding zustimmen müsse. Daß Reding schon abgereist war, machte die Anregung hinfällig.

Im Vertrauen auf Bonapartes Wort reiste Reding Anfang Januar wieder in die Schweiz zurück, ohne daß die paraphierten Abkommen unterzeichnet worden wären. Er hatte sehr siegessicher von Paris nach der Unterredung mit Bonaparte an den helvetischen Senat geschrieben:

„Die Resultate in dieser Unterredung sind äußerst tröstlich und übersteigern meine besten Erwartungen. Erlauben Sie aber, teure Kollegen, daß ich noch in keine Details darüber eintrete. Mein Wort sei Ihnen Bürge, daß ich begründete Hoffnung habe, daß unser geliebtes Vaterland sich in einer günstigeren Lage befinden wird. Die Regierung wird ohne Zweifel anerkannt werden, das schweizerische Territorium nicht geschmälert, bereits abgerissene Teile sollen wieder beigelegt werden, der Allianzvertrag von 1798 von den drückendsten Bedingungen gereinigt, die allgemeine Konstitution modifiziert und jedem Kantone überlassen werden, sich eine auf seine Umstände passende Konstitution zu geben. Die Auseinandersetzungen und Bestimmungen der verschiedenen Punkte sollen zwischen dem Minister Talleyrand und mir vorgenommen werden. Sollte diese Arbeit meine Abwesenheit verlängern, so tröste ich mich mit der so schätzbaren Hoffnung, meinem Vaterland so wichtige Dienste leisten zu können.“⁴⁵

⁴⁴ Arch. Etrangères, Suisse 1802, Nr. 7, 12. Januar 1802.

⁴⁵ Wyß, Teilnahme; vgl. Brief an den Vater, 20. Dezember 1802.

Seither war Reding ziemlich wortkarg geblieben. In Bern lebte man von Gerüchten und bestenfalls von Nachrichten aus der französischen Gesandtschaft.

„Alles sei mit Reding in Richtigkeit“, schreibt Wyß Mitte Januar, „durch das Wallis werde bloß eine Militärstraße verlangt, die gewünschten Veränderungen in der Konstitution seien größtenteils genehmigt und die Regierung werde anerkannt werden, sobald eine Vermehrung des Senates mit fünf Gliedern erfolgt sei. Zu dem Ende werde Rengger nebst Reding Landammann, Rüttimann und Frisching Statthalter und Kuhn und Schmid dem Kleinen Rat beigeordnet werden, und noch zwei andere, Glayre und Escher, in den Senat kommen. Indessen habe ich mich bei einem Besuch von Verninac überzeugt, daß man eine gedoppelte Sprache führt und mit Absicht auf obiges Personal kaum entschieden ist. Was mir bei diesem Besuch am meisten Mühe machte, war ein Antwortschreiben Bonapartes auf die erste Note des Landammanns, das Verninac vorlas und das ein Meisterstück des Macchiavellismus ist.⁴⁶ Gott gebe, daß die nachherigen Tatsachen nicht im gleichen Geschmack ausgefallen seien, sonst könnte wenigstens die Illumination in Bern bei Redings Rückkunft unterbleiben.“⁴⁷

Nach seiner Rückkunft zeigte sich Reding im Vertrauen auf die Zusagen Bonapartes sehr zuversichtlich.⁴⁸ Reding erstattete sogleich im Senat Bericht in sehr kurzem, militärischen Stil, „un peu dans le genre de Bonaparte“.

„Alles beruht auf wiederholten mündlichen, sehr bestimmten Versprechungen, die man als unverbrüchliches Wort angenommen hat. Gott gebe, daß der redliche Schweizersinn nicht abermals von franz. Arglist brüskiert werde, und daß die erhoffte Unterstützung von anderer Seite nicht ausbleibe. In Rücksicht auf den ersten Punkt

⁴⁶ Note Bonapartes vom 6. Januar 1802; s. Strickler VII, 883.

⁴⁷ Wyß, Teilnahme, 15. Januar 1802, Brief an den Vater.

⁴⁸ Wyß, id., 18. Januar: „Er und sein Gefährte Diesbach sind im ganzen mit dem Erfolg ihrer Reise sehr zufrieden und vergnügt, wie man in der ersten Minute auf ihren Gesichtszügen lesen konnte. In Bezug auf Wallis ist nichts entschieden; falls Piemont in franz. Händen bleibt, soll gar nichts gefordert werden. Die fränkischen Truppen sollen die Schweiz räumen, sobald es der erste Landammann begehrt und die Regierung von Frankreich förmlich anerkannt ist, was sogleich geschehen soll, wenn der Senat noch mit fünf oder sechs Gliedern vermehrt worden.“

gibt die mitgeteilte Note Bonapartes, die Reding leider erst wenige Stunden vor seiner Abschiedsaudienz erhielt, nicht viel Beruhigung. Das Wichtigste ist aber die geforderte und verabredete Personaländerung im bereits mitgeteilten Sinn, an welche man die förmliche Anerkennung der Wiedererstellung der Grenzen, etc. als *conditio sine qua non* gebunden hat. Ich zweifle aber nicht an pünktlicher Annahme. Nur wenige von uns sehen durch das fatale arglistige Gewebe, und schwer ist es, irgend eine Partei zu ergreifen. Das Hosiannarufen in Bern hat bereits abgenommen.“⁴⁹

Die Erweiterung der Regierung wurde prompt durchgeführt. Als sechstes Mitglied wurde noch der Zürcher Füeßli, der ganz zur „patriotischen“ Partei gehörte, in den Senat berufen. Jedoch die Erweiterung der Regierung, die eine Vereinigung aller Parteien hätte herbeiführen sollen, war im Grunde ein Widerspruch in sich selbst und nur verständlich als taktisches Manöver der französischen Politik, die auf eine Schwächung des föderalistischen Einflusses systematisch hinarbeitete. Wyß macht die treffende Bemerkung: „Das Sonderbarste bei der ganzen traurigen Geschichte ist, daß man strenge Einheitsmänner zur Exekution eines Systems brauchen will, das noch föderativer werden soll als unser eigener Ihnen bekannter Entwurf.“⁵⁰ Auch waren die von Reding aus Paris mitgebrachten Abmachungen schwer in die Verfassung zu verarbeiten, da die betreffenden Artikel ganz unbestimmt lauteten und weder Reding noch Diesbach in der Lage waren, sie genügend zu erläutern. Die Hauptsache aber, das schriftliche Einverständnis Bonapartes mit den mündlich in Paris getroffenen Vereinbarungen, erfolgte nie, obschon Reding wiederholt bittend und mahnend sich nach Paris wandte.

Unzweifelhaft war das Ausbleiben von Bonapartes Unterschrift zu den mündlich getroffenen Abmachungen der unmittelbare Anlaß, daß Reding den Boden unter den Füßen verlor. Seine Gegner frohlockten und schöpften

⁴⁹ Wyß, Teilnahme, 20. Januar 1802, Brief an den Vater.

⁵⁰ Wyß, Teilnahme, 23. Januar 1802, Brief an den Vater.

Mut, an die Beseitigung der unbequemen Regierung zu denken, als sie sahen, daß Paris Reding nicht halten wollte. Das Schweigen lähmte Reding in jeder Aktion. In einem guten Verhältnis zu Frankreich lag seine innenpolitische Autorität, solange französische Truppen das Land besetzt hielten. Erst jetzt wuchsen Redings innenpolitische Schwierigkeiten mit Bezug auf die Annahme der Malmaison - Verfassung plötzlich berghoch, und eine aus dem Boden schießende Opposition verweigerte dem schon völlig bereinigten Entwurf die Zustimmung. Wyß war wie vor den Kopf geschlagen, daß sich wieder Hindernisse türmten, die man allgemein für beseitigt ansah.⁵¹ Er sah darin ein schlimmes Vorzeichen. Die an Revolutiönchen gewohnte „patriotische“ Partei paßte von nun an auf die günstige Gelegenheit zu einem möglichst unblutigen Umsturz. Von Frankreich im Stich gelassen, überstimmt durch die Mehrheit der durch Redings eigene Loyalität in den Kleinen Rat gelangten eifrigen „Patrioten“, war das Ende von Redings Regierungslaufbahn über kurz oder lang besiegelt.

Die Rolle der englischen Fonds.

Die Erklärung des Mißerfolges der Pariser Gesandtschaft als die Ursache für das schnelle und ruhmlose Ende der Reding'schen Regierung ist für Redings Beurteilung entscheidend. Ist Redings Darstellung richtig, daß es sich um „Wortbruch“ und „gottlosen Betrug“ handelte oder sah der giftige und unermüdliche Gegner Redings, der französische Gesandte, der beleibte und untersetzte Jakobiner Verninac mit seinen großen schwarzen Augen im länglich fetten Gesicht,⁵² richtig, wenn er

⁵¹ Wyß, Leben, S. 389. „Bei solcher Bewandnis der Sachen werden Sie leicht einsehen, daß wir entweder (gottlob mit ruhigem Gewissen) eine neue Epuration oder aber ein cisalpinisches Ereignis zu erwarten haben.“

⁵² Oechsli, Taschenbuch 1901, S. 190.

Reding allgemein diplomatische Unfähigkeit vorwarf? Dieser Darstellung nach wäre dem ersten Landammann die Sache in Paris über den Kopf gewachsen und er hätte sich an der Nase herumführen lassen.⁵³ Oder schwieg Bonaparte in der wohlüberlegten Absicht, den störrischen, den französischen Plänen wenig dienlichen Schwyzer unmöglich zu machen?

Diese letztere Ansicht geht durch die ganze Korrespondenz von David von Wyß.

Die erwähnten, stark einseitigen Auffassungen halten der kritischen Untersuchung nicht stand. Wie oft bei schwerwiegenden Ereignissen, so ist auch die Ursache von Redings Sturz nicht eindeutig bestimmt, sondern es wirkte eine Summe von ungleichen negativen Umständen zusammen, von denen an sich keiner ausschlaggebend gewesen wäre, die sich aber unwillkürlich gegenseitig unterstützten, bis es nur noch einen bescheidenen Mut brauchte, um ein von allen Seiten gewünschtes Ereignis Tatsache werden zu lassen. Einer der wesentlichsten Umstände war die Affäre der englischen Fonds.

Wyß spielt auf die Wichtigkeit dieses Handels an, wenn er schreibt: „Die Gerüchte von Paris sind abwechselnd günstig und ungünstig, und die Zeitungen enthalten immer noch unbegründete Ausfälle gegen unsere Regierung. Allem Anschein nach ist von Seite des Ministers noch Geldinteresse wegen einer gewissen Negoziaton im Wege, worüber das Finanzministerium nicht sobald wird deutliche Auskunft geben können.“⁵⁴ Noch mehr in die Einzelheiten geht ein Brief von Hirzel an seinen Sohn: „Du erinnerst Dich, daß in Zürich einmal ausgebreitet wurde, die Berner haben die französische Legation und das Ministerium in Paris bestochen, um die Veränderungen vom 26. (soll heißen 28.) zu bewirken.

Mit diesem Gerücht ist es wie mit den meisten beschaffen. Im Grund liegt etwas Wahres, hingegen ist ein wesentlicher Umstand irrig. Jenner und Dolder sind es, welche einem gewissen St. Didier

⁵³ Gleicher Auffassung siehe Mutach, *Revolutionsgeschichte*, S. 156, wo ihm Mutach Mangel an Umsicht, Welterfahrung und Scharfblick vorwirft. Vgl. 159.

⁵⁴ Wyß, *Teilnahme*, 12. Dezember 1801.

ca. 140,000 Pfund Sterling, teils Bankscheine, teils Annuités du Sud verkauft haben und zwar um einen Preis, bei dem ca. 40 % verloren gingen. Was aber merkwürdig dabei ist, die Annuités du Sud wurden als 5 % verhandelt, da doch jedes Kind weiß, daß sie nur 3 % abwerfen.“

Die „quälende Machenschaft“ beeinflusste die Wahlen des Kleinen Rates in höchstem Grade. Verninac ließ es an Winken nicht fehlen, daß man Leute aus allen Parteien „konsidieren“ müsse, m. a. W., Dolder mußte der neuen Regierung angehören und wurde glücklich Finanzminister.

Mit den englischen Fonds von Bern hatte es folgendes Bewandnis:⁵⁵

1798 wurden fast die gesamten Wertschriften und ein Teil der Goldbestände des sagenhaften Berner Staatschatzes unter der Leitung Zeerleders und auf das Geheiß des nachmaligen Pariser Gesandten Jenner nach Thun geflüchtet. Es gelang, einen großen Bestand dieser Wertschriften in der Bank von England zu deponieren, wo die bernische Regierung einen Stock Wertpapiere besaß. Beim Einmarsch der Franzosen in die Schweiz ließ Pitt die Gelder sperren, weil man befürchtete, daß sie zur Kriegführung gegen England verwendet würden. Der bernische Vertreter Jenner, resp. die bernische Gemeindekammer, betrachtete sich aber nach wie vor als rechtmäßige Eigentümerin.

Die helvetische Regierung löste zwar die Frage des Eigentums dahin, daß sämtliche Güter der ehemals souveränen Orte als Nationaleigentum erklärt wurden. Jedoch London anerkannte diesen Akt nicht, und Wechsel der helvetischen Regierung auf die Bank von England wurden nicht eingelöst. Der helvetischen Regierung blieben nur zwei Wege offen: Entweder sie erlangte von London die Anerkennung als rechtmäßige Regierung und damit auch als Rechtsnachfolgerin, oder sie fand einen Käufer der Titel, der das Risiko weiterer Verwertung auf sich nahm.

⁵⁵ Vgl. Landmann, Die auswärtigen Kapitalanlagen.

Das ganze Bestreben sowohl der Berner wie der helvetischen Regierung ging nun dahin, aus den Titeln Geld zu schlagen. Aber die Bank von England weigerte sich, die Bevollmächtigten der helvetischen Regierung anzuerkennen, und Stapfer drängte aus eigener Initiative darauf, daß Frankreich die helvetische Regierung in dieser Angelegenheit kräftig unterstütze und seinen Einfluß darauf verwende, die förmliche Anerkennung der Schweiz durch die englische Regierung zu erreichen. Stapfer meldet darüber an den helvetischen Vollziehungsrat, Talleyrands Auffassung sei, die Aufhebung des englischen Sequesters könne vor dem Friedensschluß nicht durchgesetzt und weder Kapital noch Zins bezogen werden.⁵⁶ Aber Talleyrand versprach Stapfer, in den kommenden Friedensverhandlungen sich mit England über die Aufhebung des Sequesters zu verständigen. Indes zog Talleyrand es vor, über diese Dinge ohne schriftliche Dokumente zu verhandeln. Eine Note über die Unterredung, die Stapfer ihm zustellen wollte, hielt er zum mindesten für unnötig.

In dieser Kalamität der geldbedürftigen helvetischen Regierung stellte sich plötzlich ein geheimnisvoller Käufer der englischen Fonds vor, ein Mann, namens St. Didier, der die Werte, die der helvetischen Regierung nie gehört hatten, aber von ihr beansprucht waren, aufkaufen wollte. Mit den Empfehlungen Stapfers versehen, gelangte er an den Vollziehungsrat in Bern. Der helvetische Finanzminister gab in seinem Rapport den Rat, die unsicheren Guthaben ohne zu großen Schaden zu verkaufen, und verhandelte über die Bedingungen mit St. Didier. Dieser war nur ein Strohmann, „nach bestimmten Anhaltspunkten, die keinen Zweifel übrig lassen, der einfache Agent einer mächtigen Persönlichkeit, die ich nicht nennen kann, aber die aller Wahrscheinlichkeit nach große Interessen für Helvetien im Friedensschluß zwischen Frank-

⁵⁶ Eidgen. Archiv, Brief Stapfers, 7. September 1801.

reich und England zu wahren hat".⁵⁷ Der Minister wollte nur einen Teil der Fonds verkaufen, ohne ein Garantie für die Ausführbarkeit der Vertragsbestimmungen zu übernehmen. Es wurden zwei Verträge aufgesetzt; der eine über 34,000 Pfund Sterling; der andere über 66,000 Pfund Sterling, im Werte von ca. 1,038,000 Fr. resp. 1,215,000 Fr. Die beiden Verträge mit St. Didier wurden am 10. Oktober 1801 perfekt.⁵⁸ Der Verlust am Verkauf war bedeutend; die Papiere wurden zu 70 % des Nominalwertes verkauft, während die Papiere damals einen Tageskurs von 160 % hatten.

Nachdem zuerst nur der erste Vertrag unterzeichnet wurde, erhielt Stapfer auf sein Drängen hin Vollmacht, auch den im zweiten Vertrag abgemachten Verkauf zu vollziehen. „Wenn Sie glauben“, schreibt der Finanzminister dazu, „daß er sich vorteilhaft auswirken kann, im allgemeinen wie im besondern, für die Anerkennung des restlichen Guthabens.“⁵⁹ Der Vollziehungsrat fühlte zwar das Peinliche eines solchen Geschäftes in den letzten Tagen seiner Existenz,⁶⁰ was aber Stapfer keineswegs hinderte, weitere Verkaufsverträge mit noch höheren Summen zu empfehlen. Sowohl für die restlichen Titel wie für die Sicherheit und das Wohl Helvetiens sei es nur vorteilhaft!⁶¹

Als nun der Umsturz von 1801 erfolgte und Reding an die Spitze der Regierung trat, war es bedeutungsvoll, wie sich die neue Regierung gegenüber der Frage der englischen Fonds einstellen würde. Der Plan Verninacs, Dolder als gefügiges Subjekt an die Spitze der Regierung zu setzen, war zwar gescheitert; aber man hatte es nicht verhindern können, daß Dolder zum Finanzminister ge-

⁵⁷ Eidgen. Archiv, Nr. 87, Rapport von Minister Rothpletz, 23. September 1801.

⁵⁸ Bundes-Archiv, Nr. 190; vgl. Nr. 114 und Nr. 138.

⁵⁹ Id., Nr. 195.

⁶⁰ Id., Nr. 107.

⁶¹ Id., Nr. 109, Stapfer an den Vollziehungsrat, 2. Oktober 1801.

wählt wurde, nach Renggers Zeugnis nur deshalb, um Dolder einer Betreuung zu entziehen.⁶² Immerhin war nun Dolder in finanzieller Beziehung der mächtige Mann, und konnte über den Verkauf der begehrten englischen Titel verfügen. Die Verfügbarkeit, resp. der Erlös aus diesen englischen Fonds war aber eine Existenzfrage der Regierung Reding.⁶³ Konnte ein Teil der Titel durch die Schiebung des St. Didier'schen Vertrages Talleyrand übertragen werden, so genoß man die sichere Gunst des mächtigen Ministers; gelangte man indes mit den bernischen Patriziern zu einer Einigung über das Eigentum an diesen Papieren, so flossen vielleicht früher Mittel in die leere Staatskasse und man hatte einen wichtigen innenpolitischen Gegner weniger. In diesem Hin und Her konnte sich Dolders skrupellose Schmiegsamkeit ausgiebigst entfalten. Er stand in guten Beziehungen zu Stapfer, der ihm durch Marcel, einen hohen Beamten des Kantons Leman, das Geschäft St. Didier zugewiesen hatte. Er vernachlässigte aber ebensowenig das freundschaftliche Verhältnis mit dem Haupte der bernischen Oligarchen, Jenner. Die Berner fürchteten mit Recht, daß sie mit einer Anerkennung der helvetischen Regierung vonseiten Englands, durch Talleyrands Vermittlung, ihren Rechtsanspruch auf die in London liegenden Titel verlieren würden. Sie wollten dem dadurch zuvorkommen, daß Dolder ihnen namens der helvetischen Regierung jeden Anspruch auf diese Titel abtreten sollte.

Die Partei Talleyrands war darüber genau auf dem Laufenden. Rengger, der engste Freund Stapfers, schrieb über diese Machenschaften nach Paris: „Eben sagt mir

⁶² Rengger an Stapfer, 17. Dezember 1801: „Jud Dreyfuß soll hier gewesen sein, um Dolder zu betreiben, was nur durch die Wahl zum Finanzminister unterblieb.“

⁶³ Wydler II, 22. „Wie lange die Regierung aber gehen könne, wird z. T. davon abhängen, ob sie sogleich über die engl. Fonds verfügen kann“, Brief Renggers.

Marcel, daß Dolder auf Verninac hoffe und Catoires Ankunft mit Sehnsucht erwarte. Halten Sie letztern zurück, soviel Sie können. Ich fürchte, die englischen Effekten müssen ihm ausgeliefert werden.“⁶⁴ Verninac, der schon bei dem Umsturz das Verbindungsglied zwischen den Leuten um Dolder und dem Anhang von Jenner war, spielte mit Dolder zusammen unter einer Decke gegen die Interessen von Talleyrand. Unter diesen Umständen schien die ganze Transaktion des St. Didier'schen Vertrages gefährdet, und Talleyrand entschloß sich, seinen gewiegtsten Agenten für diese Sache in die Schweiz zu schicken.

Stapfers Bericht darüber lautet: „Nun zur Hauptsache: Vidal macht die Reise, um die Hebung der Schwierigkeiten, die sich der Erfüllung des Traktates wegen der englischen Fonds entgegensetzen, zu bewirken. Er ist Talleyrands genauer Freund und hat uns die wesentlichsten Dienste geleistet. Wenn wir nicht völlig erdrückt worden sind, so haben wir es vorzüglich seinen Bemühungen und Talleyrands Freundschaft für ihn zu verdanken. Daß diese Freundschaft nicht uneigennützig sei, brauche ich Euch wohl nicht zu sagen. Hingegen kann Ihnen nicht entgehen, daß Talleyrand einen großen Wert auf Berichtigung dieses Geschäfts und Anerkennung des Verkaufstitels in London setzt, weil er zugibt, daß Vidal nach der Schweiz reist, da er ihm doch hier in manchem Betracht beinahe täglich zu Geldsachen unentbehrlich ist. Unabhängig von der Verpflichtung, einen geschlossenen Vertrag zu halten, ist es für die gute Sache äußerst wichtig, daß Vidals Reise nicht fruchtlos ablaufe, denn was Talleyrand einzig noch für das lose Band der gegenwärtigen Zentralregierung gewinnt, ist das Interesse, das er an der Existenz und der Finanzkompetenz dieser Behörde nimmt. Er hat gewiß nur vorzüglich in der Hoffnung, dieses Geschäft zu beenden, darauf gedrungen, daß die Majorität der Regierung aus republikanisch gesinnten Männern bestehe und wird sich in Zukunft nur insoweit für eine Beibehaltung der Zentralregierung verwenden, als Vidals Reisezweck in Erfüllung geht. Hingegen ist zu fürchten, daß er den Bernern die Vereinigung des Aargaus um ihre Einwilligung in den St. Didier'schen Vertrag hingibt, wenn der kleine Rat nicht sein Möglichstes

⁶⁴ Wydler, Briefwechsel, Rengger an Stapfer, 17. Dez. 1801. — Catoire war ein Zwischenträger Verninacs.

tut, um die Anerkennung der Verkaufstitel in London zu bewirken und wenigstens guten Willen zeigt." ⁶⁵

Aber trotzdem Vidal nun in Bern die Interessen Talleyrands wahrnahm, ließen sich Dolder und Verninac von ihrer eigenen Partie nicht abbringen. Bei dem Handel mit den Bernern schaute mehr für die eigene Tasche heraus, wie es auch bei dem Kompagniegeschäft bezüglich des Fricktals der Fall war. ⁶⁶ Vidal konnte über die Fonds nicht mehr mit der helvetischen Regierung verhandeln, sondern er mußte sich an die Verwaltungskammer von Bern wenden, der die Fonds von der helvetischen Regierung resp. Dolder überlassen worden waren, „zwei Tage vor unserem Eintritt in die Regierung“, schreibt Rengger entrüstet. Diese Nachricht hatte in Paris eine außergewöhnliche Wirkung.

Stapfer schreibt darüber an Rengger: „Der Inhalt Ihres mir gestern von Verninac überbrachten Schreibens war so beschaffen, daß ich mich getrieben fühlte, unmittelbar zum Minister Talleyrand zu gehen und mit ihm über unsere Lage zu sprechen. Er schien über das Gesagte mehr als gewöhnlich bewegt zu sein und versprach mir, das ganze dem ersten Konsul vorzutragen. Die Art, wie er sich ausdrückte, ließ mir keinen Zweifel, daß irgend eine Maßregel erfolgen wird, wahrscheinlich die, daß Verninac Befehl erhält, auf Annahme der Konstitution vom 29. Mai zu dringen und eine Epuration vorzuschlagen.“ ⁶⁷

Dolders Spiel war gewonnen. Früher schon hatte Rengger seinem Freunde Stapfer besorgt geschrieben: „Ich überzeuge mich immer mehr, daß Verninac zur Umstürzung des 28. nicht die Hand geben, sondern derselben vielmehr entgegen wirken würde. Seine Äußerungen über die Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Regierung stimmen zwar ganz mit Ihren Berichten überein; aber man scheint entweder den Weg der Demissionen oder der Zusammenberufung einer neuen Tagsatzung ohne Wiedereinsetzung des Vollziehungsrates wählen zu wollen. Und da, besorge ich, wird die Sache so eingeleitet, daß Dolder nicht nur bleibt, sondern vielleicht gar an die Spitze kommt.

⁶⁵ Wydler II, Briefwechsel Stapfer an Rengger, S. 37, 17. Jan. 1802. (Sperrung vom Autor.)

⁶⁶ Eloge Historique de Verninac, par I. B. Dumas. Er ließ sich durch den Bevollmächtigten des Fricktals, Saarlehnder, im August 1802 48,000 Franken schenken. Vgl. auch Wydler II, S. 79.

⁶⁷ Wydler II, S. 40. 17. März 1802.

Und dies ist, nach meiner Art zu sehen, das Allerschlimmste, weil nachher kein Mittel zur Veränderung vorhanden ist. Catoire, der Dolder bei Verninac eingeführt hat, soll wieder hier das Beste tun und wird darum so sehnlichst erwartet.“⁶⁸

Jetzt, als diese Entwicklung nahezu vollendet war, kehrte sich Talleyrand von Dolder ab und bezeugte nicht mehr das geringste Interesse für eine Zentralregierung! Vorher hatte immer noch die Hoffnung bestanden, daß Dolder es vorziehen würde, mit dem vorgeschobenen St. Didier Geschäfte zu machen. Nachdem aber Dolder, dank der Unterstützung Verninacs, nahe am Ziel seiner politischen und finanziellen Wünsche stand, die diejenigen Talleyrands in jeder Beziehung durchkreuzten, war für den französischen Außenminister das Maß voll. Daß Verninac später den bernischen Gesandtschaftsposten verlassen mußte, hing eng mit seiner Verflechtung in die Affäre der englischen Fonds zusammen. Ferner mit seiner instruktionswidrigen, aber erfolgreichen Bemühung, die moralisch defekte Figur Dolders auf den Sessel des ersten Landammans zu schieben.⁶⁹

Die Folgen dieser finanziellen Transaktionen lähmten natürlich die reguläre Regierungsarbeit und stellten der Regierung in außen- und innenpolitischer Beziehung Hindernisse in den Weg, die ohne die mitspielenden finanziellen Interessen ganz unerklärlich gewesen wären. In Hirzels Worten sah die für Reding durch die Geschäfte um St. Didier verwickelte Lage so aus, daß fast alle ihre Ungunst auf Talleyrands Konto geschrieben werden mußte:

„Daher seine Protektion für Stapfer und für die Abgetretenen, daher die Abneigung gegen Bern, weil man besorgt, man treffe dort

⁶⁸ Wydler II, Rengger an Stapfer, 19. Dezember 1801.

⁶⁹ Wydler II, S. 60, Stapfer an Rengger: „Folgendes ist von Wort zu Wort an einen meiner Freunde von Talleyrand am 26. Mai gesagt worden: Verninac hat im hohen Grade unpolitisch und gegen seine Instruktionen gehandelt. Er wäre auch sogleich mit Schande (ignominieusement) weggejagt worden, wenn ich nicht alle meine Kräfte aufgeboten hätte, um es zu verhindern.“

Widerstand an, daher die Nichtanerkennung des Senates, den man dadurch zwingen wollte, gefällige Negotiatoren am Platze zu lassen oder hinzusenden, daher die Hoffnung der Abgetretenen und die Bewegungen, welche sie, wenn nicht direkt, doch sicher mittelbar veranlaßten, daher endlich die entraves, welche uns die Legation bei jedem Schritte in den Weg legt."⁷⁰

Reding versuchte im März 1802 Talleyrand gegenüber einzulenken, und dem französischen Minister durch seine Bereitwilligkeit einen Dienst zu erweisen, als es schon zu spät war.

Er schrieb an Stapfer: „Mon cher ami, gleich nach meiner Ankunft in Bern gab ich mir alle Mühe, unsere Regierung in eine solche Stellung zu bringen, daß die vom vormaligen Vollziehungsrat mit St. Didier getroffene Transaktion nicht nur ratifiziert, sondern vom Haus Vaneck (einem pariser Bankier) anerkannt und bezahlt werde. Zu diesem Ende hat der kleine Rat mit der hiesigen Gemeinde- und Kantonskammer eine Konvention geschlossen, laut welcher Herr Vidal dieses Geschäft mit dem Herrn Zeerleder ganz zu seiner Zufriedenheit beendigen kann. Ich glaube hiedurch, den betreffenden Teilen einen neuen Beweis gegeben zu haben, daß ich nicht nur alles, was ich im Namen der Regierung versprochen, genau erfüllt habe, sondern hierin sogar den Wünschen der Interessierten vorgekommen bin. Nun wäre es, ich gestehe es Ihnen aufrichtig, bald Zeit, daß Talleyrand und Hauterive sich bemühten, ihren so oft in Ihrer Gegenwart gemachten Versprechen Genüge zu leisten. Lassen Sie nicht ab, beide täglich an diese feierlich gegebene Verheißung zu erinnern und sie in meinem Namen zu fragen, ob die Pünktlichkeit, mit welcher ich, gestützt auf das Ehrenwort des ersten Konsuls und seiner Minister, meine Versprechen erfüllt habe, eine solche unerhörte Behandlung verdiene. Ich verlange schlechterdings eine bestimmte Antwort, um im Falle man so treulos handeln und nichts halten wollte, mich durch Bekanntmachung der ganzen Verhandlungen in Paris nicht nur in Helvetien, sondern in ganz Europa zu rechtfertigen.“⁷¹

Die Abtretung der englischen Fonds an die Berner Patrizier ließ sich mit Redings Anschauungen leicht vereinigen. Er sympathisierte mit den patrizischen Kreisen,

⁷⁰ Oechsli, Taschenbuch 1901, S. 200.

⁷¹ Bundesarchiv, Briefe Redings an Stapfer, 2. März 1802.

schon wegen seiner Vorliebe für Diesbach. Auch mochte er an die Erfüllung der politischen Versprechen glauben, wenn er die sprichwörtliche Habsucht Herrn von Talleyrands nicht vor den Kopf stieß. Aber die vorher erwünschte Vermittlung, um den Vertrag St. Didier zu vollziehen, kam jetzt lange zu spät. Dolder und Jenner waren hinter dem Rücken Talleyrands bereits handelseinig geworden. Redings Handlungsweise vermochte deshalb die Lage nicht mehr zu ändern.

Talleyrands hervorstechendste Eigenheit war sein Hand zur Bereicherung. Die kleine Begebenheit ist dafür sehr bezeichnend, die sich in Stapfers Gegenwart ereignete und von diesem als treffliche Anekdote erzählt wurde.⁷² Jemand hatte in einer Gesellschaft den Ausspruch getan: Il n'y a que la gloire et l'argent qui comptent, worauf sich Talleyrand umwandte und kühl fragte: pourquoi la gloire?

Von dem Moment an, als Talleyrand von dem englischen Millionen-Fonds der Berner wußte,⁷³ konzentrierte sich sein Interesse für Schweizerangelegenheiten darauf, welchen Nutzen dieser Wertschriftenschatz für ihn selbst abwerfen könnte. Talleyrand faßte es als etwas Selbstverständliches auf, daß die Politik der Großmacht Frankreich als Mittel erhalten mußte für seine eigenen, lukrativen Privatgeschäfte. Talleyrand war hierin nicht

⁷² Wydler II, vgl.

⁷³ Seit 1798 ist das enorme Interesse Talleyrands an diesen Millionen manifest. Nach der Ausraubung Berns marktete der hervorragend geschickte Jenner im Vertrag von Paris 1798 die Kontribution von 6 auf 4 Millionen herunter und erreichte die Rückgabe von Zinsschriften im Werte von 12 Millionen, die Frankreich nicht verwerten konnte. Dafür bezahlte er an Talleyrand durch seinen Mittelsmann St. Foy eine Million Schmiergelder. — Einen Teil der Papiere mußte Jenner der helv. Regierung ausliefern, die ihn im August 1801 zu einem Abkommen zwang, in dem sie ihm ihrerseits alle ehemaligen bernischen Obligationen verpfändete, wonach er monatlich 300,000 Fr. an sie zahlen sollte. Vgl. Landmann, 110, 118, 120.

nur ohne alle Skrupel, sondern auch so zynisch, daß er zu seiner Bedenkenlosigkeit stand. Unbekümmert gab dieser größte aller diplomatischen Händler am Ende seiner Laufbahn zu, daß er aus der Goldmine seiner Stellung ungefähr sechzig Millionen mit politischen Geschäften verdient habe.⁷⁴ Das Wort Chateaubriands, seines Feindes, enthüllt die nackte Wahrheit: Quand Monsieur de Talleyrand ne conspire pas, il trafique. — Der von Talleyrand verwendete Mittelsmann Vidal griff jedoch bezüglich des zweiten Verkaufes zu spät ein und erreichte nichts. Schnell erkaltete darauf die Anteilnahme des Auftraggebers an den schweizerischen Angelegenheiten. Zuerst war es nötig gewesen, die Umtriebe des schlaun Verninac und des wetterwendischen Dolder zu begünstigen, durch dessen Mithilfe der Vertrag mit St. Didier zustande kam. Als Talleyrands persönlicher Vorteil entschwand, ließ er den Dingen freien Lauf. Umstände zweiter Ordnung konnten deshalb einen unverhältnismäßigen Einfluß auf die Geschehnisse von 1802 ausüben, weil das Interesse des französischen Außenministers an der Regierung in Bern erloschen war.

Der Widerstand von Stapfer und Verninac.

Als Reding sein Amt als Landammann übernahm, traf er in seinem Arbeitsfeld auf die ungünstigsten Vorzeichen. Der offizielle Verkehr, den Reding mit der französischen Regierung führen mußte, einerseits durch den französischen Gesandten in Bern, anderseits durch den helvetischen Gesandten in Paris, war zum vorneherein *a b n o r m a l* erschwert. Beide Posten waren mit Männern besetzt, mit denen er sich weder politisch noch menschlich verstehen konnte. Beide, hier ein aufgeklärter Unitarier, dort ein gewinnsüchtiger Jakobiner, arbeiteten, entgegen ihrer Mission, auf Redings Sturz hin. — *S t a p f e r*, Gesandter in Paris, übte mit seinem hervorragenden Kopf einen be-

⁷⁴ St. Beuve, Talleyrand 93, vgl. bes. Lacour, 18. Kap.

Rengger, Kuhn u. a.⁷⁵ Anhänger jener zentralistischen herrschenden Einfluß auf die Unitarier der Schweiz, Ideen, deren Vertreter Napoleon mit dem spöttischen Namen Metaphysiker auszeichnete, genoß er doch wegen seiner hohen Bildung und Klugheit in Paris ungewöhnliches Ansehen. Bei Talleyrand in Gunst, war auch sein Wort in der helvetischen Politik von autoritativem Gewicht. Entscheidend wurde dies Gewicht im Momente, als Stapfer, vertraut mit den egoistischen Sonderabsichten Talleyrands, aus Patriotismus glaubte, diesen dienen zu sollen. Die bernischen Kreise um Reding mißtrauten Stapfer. Besonders wäre Diesbach von Carouge gerne an seinen Platz getreten. Die Ersetzung Stapfers lag auch in Redings Absicht, der fürchtete, daß Stapfer die schweizerischen Interessen in Paris nicht im Sinne seiner Regierung wahrnehmen würde. Keine unbegründete Furcht, wenn man den Briefwechsel zwischen Stapfer und Rengger durchgeht. Stapfer störte es nicht im geringsten, als Gesandter der neuen Regierung ihren Sturz in die Wege zu leiten.

Er schrieb am 6. Dezember 1801 an Rengger ganz unverblümt: „Durch Cambacérés, Fouché, Bourienne, selbst durch Talleyrand ist Bonaparte von mir über die ganze Schändlichkeit des 28. Oktobers und die Tendenz des jetzigen Senates belehrt worden. Er hat auch weder die Regierung anerkannt, noch irgend (wenigstens jetzt) den Willen, sie anzuerkennen. Wäre eine Revolution im andern Sinne gegen den 28. gemacht worden, oder käme sie noch zustande, so würde hier die Sache ungleich mehr Billigung erhalten als der 28.“

Ueber Redings Reise nach Paris meint er, das einzig Gute wäre eine „neue Revolution in Redings Abwesenheit. Allein dazu seid Ihr zu moralisch, zu wenig Revolutionsmänner, zu vereinzelt und zu wenig geneigt, Euch dazu Dolders etc., kurz aller derjenigen zu bedienen, ohne welche eine solche Veränderung nicht zu Stande kommen kann. Wollt Ihr etwas versuchen, so hat Marcel Geld. Brauchts dazu. Ihr werdet Euch aber lieber, soweit ich Euch kenne, einzeln und nach und nach erwürgen lassen, als einen Versuch

⁷⁵ Stapfer, Minister der Künste und Wissenschaften, Gesandter in Paris, 1766—1840. Eine moderne Biographie fehlt leider. Vgl. Wydler, Luginbühl u. a.

machen.“⁷⁶ Aus diesen und ähnlichen Worten geht hervor, daß Stapfer einer der gefährlichsten Köpfe der Einheitspartei war.

Als Stapfer Reding in Paris kennen lernte, war er es auch, der die Möglichkeiten, die Reding offen standen, wie auch die ihn bedrohenden Gefahren am sichersten und wenigsten befangen erkannte. Er schrieb nach Redings Abreise an Talleyrand, wie um zu entschuldigen, daß er Reding bei seinem Aufenthalt in Paris aufrichtig zur Seite stand: „Ich schätze Reding; aber ich halte ihn für einen ausgesprochenen Contrerevolutionär. Ich habe Reding viel vernünftiger gefunden, als ich je hoffte. Reding ist dazu gemacht, der Mann der Nation zu werden, und das Vereinigungszentrum aller Parteien. Es handelt sich nur darum, ihn einem ausschließlichen Einfluß zu entreißen, und ihn durch soviel Gefälligkeit und Verbindlichkeit zu gewinnen, als es verträglich ist mit der Pflicht und dem öffentlichen Interesse. Reding steht allen vernünftigen und versöhnlichen Ideen offen.“⁷⁷ Dennoch trieb Stapfer Rengger weiter an, den Umsturz durchzuführen. Er anerkannte zwar Redings redliches Verhalten in Paris; aber die Nachrichten, die er von dem verzweifelten Rengger erhielt, bestimmten ihn, selbst die Methode für einen Umsturz vorzuschlagen. Nach ihr ist dann auch in Bern gehandelt worden. Nur die Schwäche hatte Stapfer, daß er viel zu große Duldung gegenüber Dolder übte, und dies nur, weil ihm aus der Ferne Dolder nicht so schrecklich vorkam, und er ihn trotz seiner Charakterlosigkeit für unentbehrlich hielt.⁷⁸ Vom Anfang bis zum Ende der Reding'schen Regierungszeit bildete Stapfer ein unüberwindliches Hindernis.

Aber nicht nur unfruchtbar, sondern feindlich gestaltete sich das Verhältnis mit V e r n i n a c , dem franzö-

⁷⁶ Wydler II, Stapfer an Rengger, 6. Dezember 1801.

⁷⁷ Archives Etrangères, Suisse 1802, Nr. 15, 15. Januar 1802.

⁷⁸ Wydler II, S. 64: Stapfer an Rengger: „Dolder ist im Grunde ein gutmütiger Mann, der sich an diejenigen halten wird, die allein seine Stütze sein können.“

sischen Gesandten in Bern. Er und Reding waren vom ersten Moment, wo sie miteinander zu tun bekamen, geschworene, unversöhnliche Gegner durch Stand, Erziehung und Stellung. Die harte Gradheit Redings stand in schärfstem Widerspruch zu der fuchsschlauen Doppeltzüngigkeit des Diplomaten, der Reding mit wahrem Haß verfolgte. Vom ersten bis zum letzten Satz der Gesandtschaftsberichte an das Ministerium des Auswärtigen findet sich nicht ein Wort einer einigermaßen richtigen Einschätzung des schweizerischen Landammanns. Alles ist nur Voreingenommenheit, Unterstellung, hetzendes Breitschlagen von Gerüchten, und eine auffallende Menge von persönlich absprechenden Urteilen.

Es begann schon damit, daß Verninac das Antrittsschreiben Redings an Bonaparte mit giftig spitzigen Bemerkungen glossierte: „Vielleicht erscheint Ihnen der Stil (des Briefes) nicht besonders gewählt. Ich habe erfahren, daß der Bürger Reding zuerst geschlossen hatte mit der Versicherung der Hochschätzung. Man gab ihm zu bedenken, daß die frühern Häupter der Regierung, so stolz sie gewesen waren, sich in ihren Schreiben an die frühere Regierung Frankreichs die „sehr ergebenen, sehr demütigen und sehr respektvollen Alliierten“ nannten. Er hatte Mühe, sich von seinem Protokoll der Gleichheit zu trennen und die weitem Parallelen zu unterlassen. Auch brachte er nur mit Mühe das Wort „Beschützung“ zu Papier.“⁷⁹

Am 16. Januar 1802 berichtete Verninac dem Auswärtigen Ministerium, daß in der Bevölkerung der französische Verzicht auf das Wallis der Intervention von Wien und London zugeschrieben werde. Auch Hirzel sei dieser Auffassung.⁸⁰ Diesbach, der von Reding schon bestimmt zum Pariser-Gesandten in Aussicht genommen war, welcher Plan am Widerstand aller französischen Stellen scheiterte, solle nun statt dessen als Gesandter nach Wien gehen. Auch dies wollte Verninac unterbinden. Er hatte den Plan, durch die neu in die Regierung aufgenommenen Mitglieder dieser Absicht Hindernisse in den Weg zu

⁷⁹ Archives Etrangères Suisse, 1801, Nr. 90. Vc. an das Ministerium des Auswärtigen.

⁸⁰ Id., Suisse Mémoires et Documents 38—39, Nr. 17.

legen. Talleyrand war ebensosehr dagegen, „weil die Neutralität nicht von den äußern Beziehungen der Schweiz, sondern von der Intimität mit Frankreich abhängt“. ⁸¹ Schon wenige Tage später wußte Verninac weitere nachteilige Dinge über Reding zu melden. Die Oligarchen sprächen sich wenig vorteilhaft über Reding aus. Sie behaupteten, daß er das gemeine Wohl seinem Ehrgeiz geopfert habe und dem Sonderinteresse der kleinen Kantone. In einer Rede im Senat, die streng hätte geheimgehalten werden sollen, habe Reding gesagt, die Umstände für die Befreiung der Schweiz seien günstig, und ein Regierungswechsel in Frankreich sei nicht ferne. ⁸²

Als die Gesandtschaft von Diesbach doch erfolgte, gab Verninac dafür folgende Erklärung:

„Reding wollte aus Eigenliebe einen Mann nicht ohne Posten lassen, den er in aller Form zum Minister bei der französischen Regierung ernannt hatte und der abgelehnt worden war. Zweitens hat man seine Hoffnungen gesetzt auf das zänkische Verhalten des Herrn von Cobenzl, ⁸³ das dieser seit drei Monaten dem helvetischen Minister gegenüber an den Tag legte. Die Mission von Diesbach wurde in Paris selbst vereinbart mit Herrn von Cobenzl, der schon den Hof benachrichtigt hat. Reding handelte mit viel Ueberheblichkeit (*prépotence*) seit seiner Rückkehr von Paris. Diesbach reiste brüsk in dem Moment ab, als die Uebergriffe Turreaus in Bern bekannt wurden.“ ⁸⁴ Am 10. Februar: „Das Publikum beginnt zu sagen, daß sein (Redings) Vorgehen linkisch ist und seine Politik unüberlegt. Dies bezieht sich auf die Mission von Herrn Diesbach.“ ⁸⁵ Am 18. Februar machte Verninac Talleyrand aufmerksam auf die von Reding beanspruchten Privilegien. Er verlange die Steuerfreiheit und die alte Verfassung für die kleinen demokratischen Kantone. „Die Rückkehr der reinen Demokratie erscheint mir unvereinbar mit der öffentlichen Ruhe und der Befestigung der Zentralregierung.“ ⁸⁶

⁸¹ Id., Nr. 45.

⁸² Id., Nr. 48.

⁸³ Oesterreichischer Gesandte in Paris.

⁸⁴ Archives Etrangères, Suisse, Mémoires et Documents 38—39, Nr. 45.

⁸⁵ Id., Nr. 66.

⁸⁶ Id., Nr. 79.

Ausführlich berichtete Verninac Ende Februar über die durch den Verfassungsentwurf geschaffene Lage im Senat. „Anderwerth ist mit Geld gewonnen, Escher nähert sich der regierenden Meinung mit Rücksicht auf seinen Schwiegervater, von dem er ein großes Vermögen erwartet.“ Große Sorge mache die Absicht, die Kantonalverfassungen durch Wahlkomités festzulegen. „Das Gleichgewicht im Senat ist ganz entschieden nicht vorhanden. Zwar befinden sich im Kleinen Rat die liberalen Stimmen in der Mehrheit; aber dieser Vorteil wird aufgehoben durch ein neues Reglement. Wenn vier Mitglieder des Kleinen Rates verlangen, daß eine Vorlage vor den Senat gebracht wird, so muß dies geschehen. In dieser Lage wendet die Minorität ihre Blicke nach Frankreich.“ Rengger, Kuhn und Dolder würden sich wieder einigen. Umgekehrt predige die Umgebung von Reding den Haß gegen Frankreich. „Dieser Parteiführer spricht offen davon, die Franzosen aus dem Lande zu jagen. Er läßt dafür am Hof von Wien um Unterstützung nachsuchen.“⁸⁷

Wir wissen nicht, ob Verninacs verzweifelte Stimmung, daß die „patriotische“ Minorität doch nicht zur Macht kommen werde, ihn zum verderblichen Vorschlag einer Teilung Helvetiens bewog. Durch einen Bericht Stapfers an Thormann hat man von diesen Absichten Kenntnis erhalten.⁸⁸ Stapfer teilte mit, daß er sich eine der letzten Depeschen Verninacs verschaffen konnte; darin komme Verninacs Ueberzeugung zum Ausdruck, daß die Schweizer nicht imstande seien, sich selbst zu regieren. Die Schweiz sei auf der untersten Stufe politischer Verkommenheit angelangt, und es gebe nun, nach den vergeblichen Versuchen, in der Schweiz eine Regierung einzurichten, kein anderes Mittel, als die Aufteilung des Landes, um ihm die Ruhe wieder zu verschaffen. Verninac schlug vor, daß

⁸⁷ Id., Nr. 100.

⁸⁸ Vgl. Strickler VII, Seite 1073, Nr. 36.

die ganze westliche Schweiz, eingeschlossen Bern, Luzern, Aargau und Basel, Frankreich überlassen würde, die Ostschweiz von Zürich an an Oesterreich fallen und Graubünden und die italienischen Untertanenländer mit der italienischen Republik vereinigt werden sollten. Einzig die kleinen Kantone sollten in den alten demokratischen Formen erhalten bleiben. Dem Vorschlag wurde von Paris aus keine Folge geben. Auch Verninac kam seinerseits nicht mehr darauf zurück.

Die Annahme der Verfassung und die Walliserfrage.

Am 8. März berichtete Verninac über die Annahme der Verfassung, daß nicht einmal das schwache Mehr zustandegekommen wäre, „wenn nicht viele Senatoren den Versicherungen Redings Glauben geschenkt hätten, daß Bonaparte die vorgenommenen Änderungen gebilligt habe“.⁸⁹ Andererseits wird im gleichen Schreiben lebhaft vorgestellt, wie schwierig die Lage der Unitarier sei. Kuhn und Schmid beklagten sich im Namen von Rengger, Rüttimann und Füßli aufs heftigste, daß sie das Opfer ihrer persönlichen Prinzipien (nämlich der Einheitsidee) gebracht hätten, um an einer wünschbaren Versöhnung mitzuwirken, aber daß nun die Grenze der Nachgiebigkeit gekommen sei. Verninac machte ihnen das Unkluge ihres Entschlusses klar. Er riet, sie sollten ihr Vertrauen wie bisher auf die französische Regierung setzen. Sie würden klug tun, abzuwarten, bis diese sie ihre Entschlüsse wissen lasse. Im gleichen Sinn verhandelte Verninac mit Dolder und Anhang.

Inzwischen hatte Talleyrand den Gesandten wissen lassen, daß die Annahme der Konstitution mit einer ge-

⁸⁹ Archives Etrangères, Suisse, Mémoires et Documents 38—39, Nr. 139.

wissen Feierlichkeit begangen werden solle. Verninac erhielt die Instruktion, eine Rede im Senat zu halten und formell die Regierung anzuerkennen.⁹⁰ Verninac erwiderte ausweichend. Es paßte nicht in seine Pläne, durch einen feierlichen Akt die Regierung zu stützen, für deren Sturz er schon alles vorbereitet hatte. Deshalb gab er nebst seinem Bedauern, daß die Depeschen sich kreuzten, der Meinung Ausdruck, daß er die Anerkennung der helvetischen Regierung nicht mit einer neuen Zeremonie verbinden wolle, „da ich keine Vollmacht zu übergeben habe“.⁹¹

Im weitem bot sich Verninac, immer nach dem gleichen Schreiben, als Vermittler in der Walliserfrage an auf der Basis, daß das zum Bau der Straße notwendige linke Ufer an Frankreich abgetreten werde. Staatssekretär Thormann lehnte dies ab. Man müsse auf die in Paris getroffene Vereinbarung zurückkommen. Für den Bau der Straße solle Frankreich die Kosten tragen, und die Pläne dafür sollten Ingenieure beider Nationen entwerfen. Den Hinweis auf die Pariser Vereinbarung, daß die Walliser Bevölkerung sich freiwillig für Frankreich aussprechen müsse, parierte Verninac: die Walliser Delegationen, die nach Bern gekommen seien, seien auch nicht spontan erschienen, sondern auf ein Aufgebot hin. Es könne nicht in Abrede gestellt werden, daß der von der helvetischen Regierung ins Wallis geschickte Kommissar kein Anzeichen für ein sehr ehrliches Verhalten sei.

Verninac zog indes die Verhandlungen über das Wallis hinaus, weil er seine Instruktion dahin interpretierte, daß eine Regelung erst stattfinden könne „nach der feierlichen Anerkennung der Regierung, und daß dieser Zeitpunkt erst dann eingetreten ist, wenn die Verfassung praktisch im Gange ist“.

⁹⁰ Id., Nr. 125.

⁹¹ Id., Nr. 142.

Die Absichten der helvetischen Regierung seien nicht auf eine Abtretung des linken Rhoneufers gerichtet.⁹² Man laufe mit einer Verständigung Gefahr, daß Leute die Leitung der Geschäfte übernähmen, die nicht zu den französischen Anhängern gehörten. Dann wäre die Hoffnung sehr gering, eine Abtretung des Wallis zu erreichen. „Wir werden mit unsern Absichten das Nachsehen haben.“

Nach Entwicklung dieser Ansichten fragte Verninac im gleichen Schreiben an, ob er sich dennoch an die erhaltenen Instruktionen halten müsse. Auf diese Weise werde die Majorität eine Macht erlangen, die jedes Gleichgewicht zerstöre, und es werde kein Hindernis mehr für ihre Ansichten geben. Verninac unterstrich die Größe der Gefahr damit, daß im diplomatischen Komitee nur Dolder und Füßli für eine Zession des Wallis zu haben gewesen seien. „Der Widerstand kommt immer von Reding. Er meint, weder Oestereich noch England würden eine Abtretung je zugeben.“

Am 20. März rapportierte Verninac an das Außenministerium über die Teilungsgerüchte der Schweiz. Die helvetische Regierung war über sie so beunruhigt, daß sie eine Proklamation erlassen wollte, von der ihr Verninac abriet. Er setzte zu seinem Bericht den spöttischen Kommentar: „Das Vergnügen, glänzende und begeisterte Phrasen zu machen und Wilhelm Tell und Winkelried zu zitieren, wird indes stärker sein.“⁹³

Aus all den Gesandtschaftsberichten erstattete nun Hauterive dem Ersten Konsul einen zusammenfassenden Rapport, in dem die Unzufriedenheit mit Reding scharf herausgestrichen wird:

„Nichts von dem, was man den Bürger Reding erhoffen ließ, soll gewährt werden, bis er verstanden hat, die wahre Stellung seines

⁹² Archives Etrangères, Suisse, Mémoires et Documents, Nr. 152, und eine Note von Thormann an Verninac vom 7. März 1802. Sie bestätigt das Resultat der Unterredung, daß eine Abtretung des linken Rhoneufers nicht bewilligt werden könne.

⁹³ Arch. Etrangères, Suisse, Mémoires et Documents, Nr. 166.

Landes gegenüber Frankreich zu erkennen. Reding ist weit davon entfernt, die Meinung gerechtfertigt zu haben, die er mit seiner Treuebekundung geben wollte. Aber der schwerste seiner Irrtümer wäre derjenige, wenn er glauben würde, daß er auf dem Punkte der Entwicklung, wo man ihn hingelangen ließ, auf das Wohlwollen Frankreichs verzichten könne, daß seine persönlichen Mittel und diejenigen seiner Anhänger ihn in die Lage versetzten, ohne unsere Zustimmung sich zu behaupten und das Schicksal des Landes zu bestimmen"⁹⁴

Der Empfang der Walliser durch die helvetische Regierung wird in dem Bericht „wenig passend“ genannt und erhielt weiter die Note „ungehörige Aufführung“.

Der Gesandtschaftsbericht Verninacs vom 2. April fügte neue Momente der Beunruhigung für Frankreich hinzu.⁹⁵ Die allgemeine Meinung stelle sich mehr und mehr gegen die Verfassung. Zellweger, der Freund Redings, möchte die Salzverträge mit Frankreich auflösen und günstigere mit Wien und München abschließen. Dolders Widerstand habe dies verhindert.

Allgemein werde nun eine Verfassung gemäß den Richtlinien von Malmaison auch durch die Patrioten gewünscht. Jedoch war dies nur ein Vorwand zur Eini-gung. Verninac schrieb selbst: „Man könnte sich leicht einigen über das Verfassungsprojekt, wenn nicht die Mehrheit des Senates aus Leuten zusammengesetzt wäre, die Hintergedanken hätten.“

Im selben Schreiben wurde von Verninac ein neuerlicher Umsturz empfohlen, mit dem Beifügen: „Wenn die Regierung denkt, daß der Moment gekommen ist, um die Patrioten triumphieren zu lassen, so kann sie sich auf meine Klugheit verlassen. Es wird leicht sein, die Sache ohne Erschütterung durchzuführen und vor allem den Einfluß zu verbergen, den wir dabei haben können.“

Dringender schrieb Verninac wenige Tage später, am 25. März: „Ein schneller Entscheid (wegen des Umsturzes) erscheint mir notwendig. Weder mit Vernunft noch mit Entgegenkommen könne man

⁹⁴ Id., Rapport Hauterives Nr. 181.

⁹⁵ Id., Nr. 191.

die Feinde der Republik gewinnen. Die Ankunft eines oesterreichischen Ministers würde alles schwieriger machen. Jeder Aufschub scheint gefährlich. Es bleibt deshalb nichts anderes übrig, als sich über den Widerstand wegzusetzen. Reding, der übrigens nur Halsstarrigkeit, unkluges Verhalten und Unfähigkeit gezeigt hat, sagte einigen solothurnischen Abgesandten: Es gibt Leute, die glauben, daß sie in der Majorität sind, weil sie Fremde in ihre Reihen zulassen. Nun gut, wir werden uns eine Majorität der gleichen Art verschaffen, und im übrigen kann heute nur noch ein Kampf (par des coups) entscheiden, was fortan der Wille der Mehrzahl ist."⁹⁶

Parallel mit dem Drängen des französischen Gesandten hatten sich die Beziehungen wegen des Wallis von Tag zu Tag verschärft. Alle durch Stapfer vermittelten Protestschreiben Redings fruchteten nichts.⁹⁷ Die in Bern mit Bereitwilligkeit angehörten Klagen der Abgeordneten von 74 Wallisergemeinden schütteten in Paris nur Oel ins Feuer. Die Walliserfrage wurde die Belastungsprobe der helvetischen Regierung, die sie nicht bestand.

Zu den finanziellen Motiven Talleyrands, den persönlichen und prinzipiell politischen Meinungsunterschieden zwischen Reding einerseits und Dolder, Verninac, Stapfer andererseits, trat in der Frage des Wallis ein überragendes realpolitisches Moment hinzu mit der Stellungnahme Bonapartes. Bonapartes Ansichten über die Regierung Reding waren in diesem Augenblick rein militärpolitischer Natur. Das Wallis war für ihn die Zentralfrage, und eine Einigung in diesem Punkt sicherte das Schicksal der helvetischen Regierung endgültig. Aber alle von der helvetischen Regierung getroffenen Anstalten mußten Bonaparte in der Auffassung bestärken, daß eine Einigung unmöglich sei.

⁹⁶ Arch. Etrangères, Suisse, Mém. et Doc. 38—39, Nr. 194.

⁹⁷ Arch. Etrangères, Suisse, 1801, Nr. 86; Schreiben Redings an Bonaparte und Talleyrand, Stapfer an Talleyrand, Nr. 153, verlangt Antwort auf Redings Brief mit Wiederholung des Tatbestandes: Reding hatte sich ausschließlich auf das geheiligte Wort des ersten Konsuls verlassen, als man ihm anzeigte, daß der erste Konsul keine Notwendigkeit für eine Unterzeichnung der Abmachungen einsehe.

Ursprünglich hatte Bonaparte nicht daran gedacht, die Erfüllung der Reding gegebenen Versprechen zu unterlassen. Er wollte nur die Entwicklung der Lage abwarten. Auf die verschiedenen Reklamationen Redings teilte er am 25. Februar Talleyrand mit: er habe die Briefe von Reding empfangen und werde ihm schreiben. „Vorläufig muß dem Landammann, als Befriedigung des größern Theils seiner Wünsche, die Einleitung von Verhandlungen und die Anerkennung als Landammann genügen.“⁹⁸ Noch war also kein Entschluß gefaßt, und alles weitere hing vom Verhalten Redings ab.

Die Instruktion des Ministeriums des Auswärtigen vom 25. Februar an Verninac lautete daher: „Was die Verhandlung über die Objekte betrifft, die zwischen Helvetien und Frankreich zur Diskussion stehen, so kann sie erst nach der feierlichen Anerkennung der helvetischen Regierung stattfinden und nicht früher, als bis die Verfassung in vollem Gange ist und das Land endgültig konstituiert. Im gegenwärtigen Zeitpunkt will Frankreich die Souveränität ausüben über das Land, welches die zum Simplon führende Straße durchzieht.“⁹⁹

Reding war ebenso sehr beunruhigt wie verärgert über die ständige Verzögerung der Pariser Abmachungen und die Drangsalierung des Wallis. Er hatte nur das mündliche Wort Bonapartes, und die Schwäche seiner Lage ließ ihn daher an der Ehrlichkeit der Pariser Erklärungen verzweifeln, umsomehr, als er in der Aufführung des Generals Turreau im Wallis bereits einen offenen Verstoß gegen jene Abmachungen erblickte. Es war aber die unglücklichste seiner Handlungen, daß er die Walliserfrage und die damit zusammenhängende Erfüllung der Bonapartistischen Versprechungen nicht auf dem diplomatischen Wege über Paris, sondern indirekt zu lösen versuchte, indem er die Vermittlung einer fremden Macht anrief. Durch die Gesandtschaft von Diesbach nach Wien machte er selbst die Walliserfrage aus einem zweiseitigen Konflikt

⁹⁸ Arch. Etrangères, Suisse, Mém. et Doc. 38—39, Nr. 124.

⁹⁹ Arch. Etrangères, Mémoires et Doc., Minute d'une lettre Nr. 125.

zwischen Helvetien und Frankreich zu einem die europäische Politik berührenden Problem. Er hielt es für unmöglich, daß Oesterreich und England die Schweiz im Stiche lassen würden.¹⁰⁰ Aber er begnügte sich nicht bloß mit der Anknüpfung von internationalen Fäden, sondern trat mit seinem Widerstand in der Walliserfrage Bonaparte unverhüllt entgegen.

In Erinnerung an die ursprüngliche Erklärung Bonapartes, daß ihn die staatsrechtliche Verbundenheit des Wallis mit der übrigen Schweiz nicht berühre, ließ er Stapfer in Paris erklären, Bonaparte solle sich angesichts der Erklärung der Walliser Gemeinden mit einer Militärstraße durch das Wallis begnügen. Die Antwort Hauterives an den schweizerischen Gesandten wurde durch den Ersten Konsul persönlich und ausdrücklich noch verschärft: Das Wallis habe überhaupt keine Beziehungen zur Schweiz zu unterhalten.¹⁰¹

In diesen Tagen gab Bonaparte Talleyrand folgende Weisung: „Die helvetische Verfassung entfernt sich nicht viel von dem, was schicklich ist. Schreiben Sie dem Bürger Verninac, daß ich Helvetien auf seine eigene Art sich regieren lasse, da es keine französische Provinz ist, und wir seine Regierung anerkannt haben. Was mich interessiert, ist das Wallis. Schicken Sie ihm die Antwort, die Stapfer erhielt und lassen Sie ihn wissen, daß, wenn der Bürger Reding nicht zufrieden ist mit dem „Mezzo Termine“, er alles verlieren wird“. ¹⁰² In dieser Drohung ist die ganze *Sinnesänderung* Bonapartes enthalten. Sie entstand durch die bernischen Nachrichten, daß Reding nicht im Entferntesten an eine Abtretung des

¹⁰⁰ Lord Cornwallis unterstützte in Amiens die Forderungen Redings mit Nachdruck, aber ohne jeden Erfolg; vgl. Philippson, Friede von Amiens. Oesterreich jedoch bewahrte vorsichtige Zurückhaltung.

¹⁰¹ Arch. Etrangères, Suisse, Mémoires et Documents, 38—39, Nr. 199.

¹⁰² Strickler VII, S. 1396.

Wallis denke. Von diesem Augenblick an erschien ihm der schweizerische Landammann als unzuverlässig und gefährlich. Damit aber war auch sein Schicksal besiegelt.

Der Umsturz.

Verninac ließ sich diese Freudenbotschaft aus Paris nicht zweimal sagen. Er schrieb am 30. März an Talleyrand zurück: „Dolder, Rengger, Kuhn etc. streichen seit einigen Tagen sehr viel um mich herum. Ich habe ihnen gesagt, daß sie endlich aufhören sollten, vom Himmel eine Lösung zu erwarten, und daß es an ihnen sei, endlich einen vernünftigen Plan zu fassen und ihn mit Klugheit auszuführen. Ich werde absolut auf keinen Vorschlag eingehen.“¹⁰³

Als Reding die schroff abweisende Antwort Bonapartes in der Walliserfrage erhielt, erklärte er im Kleinen Rat, daß der Erste Konsul sein Wort gebrochen habe, und berief zum Zweck eines Protestes den Senat ein, was Verninac mit sichtlichem Vergnügen rapportierte.¹⁰⁴

Diese Entwicklung genügte, um in Paris den von Verninac ersehnten Umsturz zu bewilligen. Unmittelbar nach dieser Nachricht wünschte das Ministerium von Verninac „die Entwicklung des Planes, wie man den Patrioten neuen Einfluß geben könnte“.¹⁰⁵ Und postwendend schlug Verninac vor, daß man den Senat vertagen solle, wozu die Abwesenheit von föderativen Mitgliedern des Kleinen Rates an Ostern die günstige Gelegenheit biete. In der Zwischenzeit solle man eine Versammlung von Notabeln einberufen, die dann den neuen Wahlkörper bilden würde.¹⁰⁶

Gegen diesen Plan machte Paris keine Opposition. Und da tatsächlich ein Teil der helvetischen Regierungs-

¹⁰³ Arch. Etr., Mém. et Doc., Suisse, 38—39, Nr. 208.

¹⁰⁴ Id., Nr. 213. Der Protest des Senates folgte am 3. April.

¹⁰⁵ Id., Nr. 225. Vergl. Bonapartes Weisung an Talleyrand, Strickler VII, S. 1396.

¹⁰⁶ Arch. Ertrang. Mém. et Doc. Suisse, 38—39, Nr. 245.

mitglieder die Unvorsichtigkeit beging, Bern in diesen kritischen Tagen zu verlassen und über Ostern nach Hause zu fahren, konnte der Plan Verninacs, unterstützt von dem aus Paris unablässig drängenden Stapfer, reibungslos durchgeführt werden. Die in Bern gebliebenen Föderalisten merkten zwar, daß der Umsturz in der Luft lag. Verninac berichtete auch von einer geheimen Sitzung der Föderalisten, wo man mit dem Plane umging, einige der hervorragendsten Mitglieder der Unitarier zu verhaften, was nur durch den Widerstand von Hirzel verhindert wurde.¹⁰⁷

Nach dem Staatsstreich, der ohne alles Aufheben und ohne militärischen Aufwand vor sich ging,¹⁰⁸ eilte Reding sogleich von Schwyz herbei. Er hatte von Doktor Zay, dem ersten Sekretär des Landammanns, einen um Hilferufenden Brief von Bern erhalten, freilich zu spät, als daß Reding noch rechtzeitig in der Hauptstadt hätte eintreffen können:

„Nur zu wahrscheinlich ist es, daß jener Streich, der neulich schon seiner Ausführung nahe war, nur zu bald und glaublichen morgen in Wirklichkeit übergehen wird, indem künftigen Tags, als am Freitag, eine Sitzung des kleinen Rates angesagt ist, wiewohl keine sonstigen Geschäfte diese Zusammenberufung notwendig machen. Nicht nur meine Ueberzeugung und Gefühl, sondern der Rat der besten Freunde fordert Sie auf, unverzüglich Ihre Vaterstadt zu verlassen und in Eile nach Bern zu kommen. Glaublichen werden Sie zu spät kommen, um den Streich zu hindern, niemals aber können Sie zu früh kommen, um Ihre Ehre, die uns so nahe am Herzen liegt, zu retten. Ihre schnelle Rückreise und Ihre persönliche Gegenwart wird Ihre Feinde beschämen und im Unglück Ihre Freunde trösten, da selbe ein überzeugender Beweis ist, daß Sie weder aus Lâcheté,

¹⁰⁷ Id. Nr. 256 und Brief Hirzels, Oechsli, Jahrbuch 1901, S. 145.

¹⁰⁸ Wydler, Rengger an Stapfer, 18. April 1802. „Uebrigens war alles reif zur Veränderung. Der Senat hatte sich für eine Woche vertagt, die Hälfte der Glieder ist abwesend, Reding in Schwyz, Kuhn machte als Polizeiminister den Antrag im kleinen Rate, Hirzel, Frischung und Escher erklärten, daß sie keinen Anteil an den Beratungen mehr nehmen würden.“

weder aus übel angewandter Delikatesse und viel weniger aus schlechten Absichten Ihren Standpunkt verlassen haben, sondern daß die wirklich wahre Ursache Ihrer häuslichen Geschäfte die Ursache Ihrer Entfernung auf einige Ruhetage war." ¹⁰⁹

Reding gab nun in Bern eine Erklärung ab, daß die Beschlüsse des Kleinen Rates ungesetzlich seien, und daß er an den Beratungen nicht mehr teilnehme. Sie wurde als *E n t l a s s u n g* Redings von seinem Posten zur Kenntnis genommen. Zuerst zeigte er sich ruhig und resigniert. Er sagte, daß er genug regiert habe. Am Abend jedoch ließ er den neuen Landammann Rüttimann zu sich kommen und hatte einen Auftritt mit ihm, in dem er schwere Vorwürfe vorbrachte und Rüttimann zu einem Duell aufforderte. Die Sache müsse zwischen ihnen erledigt werden. ¹¹⁰ Unter Protest verließ Reding Bern. Mit Protestschreiben an Bonaparte und Veröffentlichung der mit ihm geführten Verhandlungen fügte sich Reding in den Umschwung der Dinge.

Nach einem kurzen Zwischenspiel mit Dolder als erstem Landammann schien noch einmal seine Zeit gekommen, als er die in Schwyz zusammengetretene Tagsatzung präsidierte und die rasch zusammengezogenen Truppen der Föderalisten das zaghafte helvetische Militär gegen den Genfersee drückten. Da gebot Bonapartes Machtwort Halt. Mit der Mediation war auch Redings eidgenössische Rolle ausgespielt. Wenn man dem Ausspruch Bonapartes, den er zu den in Paris versammelten Schweizern tat: „Ich hätte Euch gern die helvetische Regierung in den Genfersee werfen lassen, wenn Ihr nicht Diesbach nach Wien geschickt hättet“, ¹¹¹ glauben will, so war das Eingreifen Bonapartes letzten Endes von den durch Reding erweckten außenpolitischen Befürchtungen diktiert.

¹⁰⁹ Gander, Schwyzerchronik, Ms. 4, Band, 214, AHS 2, Stiftsarchiv Einsiedeln.

¹¹⁰ Arch. Etrangères, Suisse, Mémoires et Documents, 38—39, Nr. 264; vgl. Helvetia I.

¹¹¹ Geschichtsfreund IX, 153.

Spätere Wirksamkeit.

In der kurzen Zeit des Aufschwungs der föderalistischen Sache, 1802, erlebte auch Reding nochmals einige Ruhmestage eidgenössischer Wirksamkeit. Er präsierte als Landammann die in Schwyz zusammentretende Tagsatzung und hielt auch die Eröffnungsrede.¹ Seine Zustimmung zur neuen Bundesakte bedeutete einen Rückschritt in seinen freiheitlichen Auffassungen, indem er mit der darin enthaltenen Bestimmung des Stanser Verkommnisses einverstanden war, wonach sich die Regierungen gegenseitigen Beistand zusicherten, sollten ihre Untertanen gegen die von Gott eingesetzten Obrigkeiten zu murren wagen.

Der französische Einmarsch machte der Herrlichkeit föderativer Gewalt ein schnelles Ende. Reding und andere föderalistische Führer wurden zum zweitenmal in Aarburg in Haft gesetzt. Die rechtzeitig von einem französischen General vermittelte Gelegenheit zur Flucht verschmähte Reding. Er hielt es unter seiner Würde, vor der französischen Polizei zu fliehen und dadurch den Anschein zu erwecken, als ob er ein Handeln bereue, worauf er stolz war.² Nach einem Winter milder Haft wurden die Staatsgefangenen wieder in Freiheit gesetzt. Man bedeutete ihnen, sich von öffentlichen Geschäften fernzuhalten.

Reding hat in der Tat keine politische Rolle mehr gespielt, die für das Schicksal des Landes einschneidende Bedeutung gehabt hätte. Nichtsdestoweniger wurde er in seiner Eigenschaft als europäisch bekanntes und beinahe ständiges Tagsatzungsmitglied von 1804—14 noch

¹ Vgl. Prometheus III, 122.

² Diese und die weiteren Feststellungen sind dem Abriß der Lebensgeschichte von Reding, verfaßt von seinem Sohn, entnommen. Ms. Vgl. noch Secrétan, wo aber nur spärliche Angaben enthalten sind über diese Zeit, Prometheus III, 120 ff., und H. Escher, Die Staatsgefangenen auf Aarburg. Neujahrsblatt 1908.

zu verschiedenen Auslandsmissionen gebraucht. Er lehnte es zwar ab, zur Kaiserkrönung Napoleons nach Paris zu gehen, wie er später bei seiner Weigerung blieb, dem Kaiser anläßlich seiner Krönung zum König von Italien Glück zu wünschen.

1806 erfüllte er eine rein schwyzerische Mission. Er begab sich als Gesandter seines Standes an den bayrischen Hof, um die Bestätigung eines Salztraktates zu erwirken. Auf ein dringendes Ersuchen des Abtes Konrad von Einsiedeln reiste er 1811, diesmal in Angelegenheiten des Klosters, nach Wien, um die Bereinigung einer seit langem pendenten Schuld des Wienerhofes an das Stift Einsiedeln zu erzielen. Er erreichte wenigstens die Anerkennung der Schuld.

In die Jahre 1813—14 fallen seine wichtigsten Auslandsmissionen.

Von der Tagsatzung in Zürich erhielt Reding den Auftrag, mit Konrad Escher ins Hauptquartier der verbündeten Mächte nach Frankfurt zu reisen, um dort die Neutralitätserklärung der Schweiz bekanntzugeben. Man wollte während des Krieges der Verbündeten gegen Napoleon nicht nur strenge Neutralität beobachten, sondern auch die Anerkennung dieser Neutralität durch die Verbündeten zu erreichen suchen. Die anfangs günstig verlaufenen Verhandlungen erlitten bekanntlich einen Umschwung durch das Dazwischenkommen bernischer Aristokraten. Die Gesandtschaft war daher insofern resultatlos, als sie den Durchmarsch der Verbündeten durch Schweizergebiet nicht aufhielt.

Dann fiel Reding die Aufgabe zu, gemeinsam mit Landammann Reinhard die Monarchen bei ihrem Aufenthalt in Basel im Januar 1814 zu begrüßen.

Die höchste Ehrung erfuhr jedoch Reding, als er nach der Restauration der Bourbonen mit einer Huldigungsadresse nach Paris abgeordnet wurde, zusammen mit Schultheiß von Mülinen und Monod; König Ludwig XVIII.

erhob ihn bei diesem Anlaß in den erblichen Grafenstand.

Aber die äußern Ehrungen stimmten je länger je weniger mit dem Ansehen überein, das Reding im eigenen Kanton genoß.

Zunächst, nach seiner Freilassung aus Aarburg, war er vom Nimbus eines Helden umgeben, und das Volk wählte ihn sogleich einstimmig zum Landammann. Eine saure Stunde bereitete diese Nachricht General Ney. Er äußerte sich: das Vertrauen des Volkes lasse sich nicht befehlen, fand es aber doch für gut, Reding in Schwyz zu besuchen, mit der Versicherung, daß der Erste Konsul ihn sehr hoch schätze.

Hervorragende militärische Aemter lehnte Reding ab. Wie er schon früher das Kommando einer helvetischen Armee nicht übernehmen wollte, das ihm Zschokke antrug, so fand er sich auch nicht bereit, einer Ernennung der Tagsatzung zum Generalinspektor der eidgenössischen Truppen zu folgen. Dagegen nahm er 1804 in Schwyz das Amt eines Pannerherren an.

In den folgenden Jahren jedoch verlegte Reding seine Tätigkeit — mit Ausnahme des Jahres 1809, wo er nochmals als Landammann waltete — immer mehr auf das Gebiet der Gemeinnützigkeit und sozialen Wohlfahrt. Schwyz verdankt ihm aus jener Zeit verbesserte Landstraßen, die Einrichtung von Armenpflege, Waisenämtern und Ersparniskassen.

Diese Verengung des Wirkungsfeldes hing zusammen mit einer wachsenden Anfeindung seiner Person. Namentlich in den Jahren 1814—15 hatte sich unter der Leitung seines früheren militärischen Untergebenen Aufdermaur eine heftige Opposition gebildet. Sie betrieb die Restauration des Kantons, wie er vor der Revolution gewesen war. Reding widersetzte sich; er wollte das Gute der Mediationsverfassung, das sich in ihrem zwölfjährigen Bestand bewährt hatte, beibehalten. Der Kampf wurde

mit großer Leidenschaftlichkeit geführt. Der Haß gegen Reding ging soweit, daß politische Gegner seine Abwesenheit benützen wollten, um sein Haus anzuzünden. Tiefgekränkt legte Reding all seine Aemter nieder und zog sich vom öffentlichen Leben zurück. Erst 1816—17 ließ er sich nochmals als Tagsatzungsgesandten wählen. Er war aber schon früher — seit dem Verluste seiner prominenten Stellung — nicht mehr derselbe und entwickelte sich mehr und mehr zu einem Autokraten. Sein herrisches Betragen fiel auf. „Er vergaß sich zuweilen, freien Männern befehlshaberisch gegenüberzustehen, die seinen Befehlen aber oft zu gehorchen verweigerten.“³ Wenn ihm Freunde Vorstellungen darüber machten, zog er sich empfindlich zurück.

Das Volk stand Redings Neuerungen, die den Herrn herauskehrten, ohne Verständnis gegenüber. Es empfand die Einrichtung einer eigentlichen Regierung in Form der sog. Standeskommission als unerhört. Reding rechtfertigte sich: der Rat anderer Magistrate müsse seiner Un erfahrenheit als Landammann nachhelfen. Nicht weniger verdachte man ihm die aristokratische Neigung, die sich über die reine Volksgewalt der Landsgemeinde hinwegsetzte. Er war der erste Schwyzer Landammann, der vor der Landsgemeinde über die Verhandlungen der Tagsatzung nicht mehr Bericht erstattete. Diese Selbstherrlichkeit Redings vermehrte die Reihen der Opposition.

Es erbitterte den empfindlichen Mann, seine Absichten und seine Arbeit verkannt zu sehen. Nach einer Konferenz stellte sich ein altes Leberleiden ein, Anfang 1818. Die Gesundheit erlitt eine noch schwerere Erschütterung durch den Verlust seiner einzigen, innig geliebten Tochter aus erster Ehe. Am 5. Februar 1818 erlag Reding einer Lungenentzündung.

³ Vgl. Prometheus III, 127 ff.

Charakteristik.

Die Jahre 1798 bis 1802 in ihrem bunten Wechsel von Krieg, Aufständen, Staatsstreichen, schufen für Alois Reding die denkbar geeignetste Gelegenheit, das Maß seiner Natur und die ihm innewohnenden Fähigkeiten im Staatsleben zu erproben. Es diene uns dieser Umstand zur Begründung, daß wir diesen verhältnismäßig kurzen Abschnitt seiner Tätigkeit wählten, um aus dem Verhalten in dieser Zeit ein Bild seiner Persönlichkeit zu entwickeln.

Eine Charakteristik von Alois Reding ist dadurch erschwert, daß wenig unmittelbare Zeugnisse von seiner Hand erhalten sind, weswegen wir von den wichtigsten Perioden seines Wirkens durch Drittpersonen erfahren. Als eine im Gesamthabitus mehr passive Natur, besaß er keine Neigung zur Selbstdarstellung.¹ Er ließ sich auf den ihm angewiesenen Posten rufen, den er mit hoher Pflichtauffassung und Selbständigkeit versah, — nicht immer glücklich, immer jedoch mit höchster Ehrenhaftigkeit. So übernahm er das Kommando der Schwyzer, weil kein Besserer da war.^{1*} Und in einer ähnlich passiven Bereitschaft stand er zur Verfügung für die Rolle des Landammanns.

Reding sollte Soldat werden. Die ganze Ueberlieferung sprach dafür. Der Zweig der Familie, dem er angehörte, hatte seit Generationen Offiziere für fremde Heere gestellt; der Vater selbst war Kommandant eines spanischen Regimentes seines Namens gewesen. Die Tradition des Elternhauses wurzelte in militärischen Erinnerungen. So trug denn die Ausbildung von Alois Reding einen völlig militärischen Charakter. Doch der

¹ Reding-Archiv. Brief Redings an Zschokke, 25. Februar 1799.

^{1*} In der erzwungenen Muße in Aarburg verfaßte er eine kurze Selbstskizzierung. Verarbeitet von H. Escher, Neujahrsblatt 1908. Vgl. unten S. 126 f.

Berufssoldat verleugnete nie, daß er bei seinem Handwerk aus innerer Neigung war.

Für jene Zeit der Auflösung der alten Werte war Redings Standesbewußtsein ausnehmend kräftig ausgeprägt. Sein ganzes Wesen stimmte überein mit den soldatischen Normen von Treue und Ehre, die für ihn absolute, unbezweifelbare Größen waren. Von seinem Kodex des Ehrenhaften wich er nie ab, auch wenn es ihm Nachteil brachte. Redlichkeit, Mut, die Unverletzbarkeit des verpfändeten Wortes waren ihm so selbstverständliche Dinge, daß er sie bei jedermann voraussetzte. Die geringste Verstellung war ihm unmöglich.

Der Nährboden dieser soldatischen Ritterlichkeit war der spanische Dienst, aber noch vorher die patriarchalische Welt seiner Heimat. Deren höchste Werte: Familie, Vaterland, Religion waren und blieben der überpersönliche Inhalt und die leitenden Kräfte seines Lebens. Die wichtigsten Akte seiner Tätigkeit finden sich durch die Rücksichtnahme auf einen dieser Lebenswerte bestimmt.

Die ganze Familie gruppierte sich um den Vater, da die Mutter schon lange gestorben war. Zschokke fiel die „aufmerksame, zärtliche Ehrfurcht“ auf, mit der die Kinder den Vater umringten, wie auch die fromme Liebe und Herzlichkeit, womit eins am andern hing.² Bezeichnend für das tiefe, beinahe alttestamentarische Respektsverhältnis ist das Bild, daß der Landeshauptmann auf den Knien von dem greisen Vater den Segen empfing, als er von seiner Familie Abschied nahm.³

Gleich tief und innig war seine Beziehung zur Religion. In einer Schilderung von dem hohen Glück demokratischer Regierung, die er Zschokke machte,⁴ erzählte er diesem, daß das Volk „in den höhern Angelegenheiten

² Zschokke, Prometheus III, S. 58.

³ Id., S. 83.

⁴ Zschokke, Prometheus III, S. 64.

durch Einsicht der kenntnisvollern geistlichen und weltlichen Obrigkeit" geleitet werde, womit er selbst den höhern Einfluß der Geistlichen selbst auf die Regierungsgeschäfte zugab. Die Diener der Religion genossen beinahe eine vollständige Autorität. Reding selber war unerschütterlich in seinem katholischen Glauben. Als er sich beim Rückmarsch von Bern in schwieriger Lage befand, rief er Gott und Maria um Hilfe und Licht an und trat den richtigen Rückweg an. Er und alle seine Krieger gelobten zum Dank für die Rettung aus der Gefahr eine Wallfahrt nach Einsiedeln.⁵ Diese Frömmigkeit ging so weit, daß er unter den bindungslosen Geistern von Bern sogar als „unser frommer Landammann“ leicht bespöttelt wurde.⁶

Ueber die vaterländische Freiheitsliebe konnte sich der sonst nüchterne Mann mit wahrer Inbrunst äußern. Sein Brief an Zschokke über die Maikämpfe enthält leidenschaftliche Worte, und er zeigt, daß Reding mit ganzem Herzen bei den Freiheitskämpfen war. „Der Vater verlor seinen Sohn, der Sohn den Vater, der Freund seine Freunde, und alle brachten großmütig der Freiheit diese teuren Opfer dar. Wenn wir auch zu schwach, die von unsern Vätern so teuer erfochtene Freiheit zu behaupten, so waren wir doch nicht schwach genug, selbige so leicht mit der Ehre unseres Namens zu verlieren, und es war nicht Fanatismus, wie viele behaupten, sondern wahre, reine Freiheitsliebe und das Bewußtsein der gerechten Sache, welche ein so kleines Volk in einem so äußerst ungleichen Kampf mit Standhaftigkeit zu be-seelen vermochte.“⁷

⁵ Faßbind, S. 25.

⁶ D'Ivernois, S. 113. Reding war bis zur Devotion fromm. Die Schriftsteller der Gegenpartei nannten ihn spöttisch: „Unser fromme Landammann“.

⁷ Zschokke, Prometheus III, S. 84.

Reding war sich darüber klar, daß er viel Nachsicht den Menschen gegenüber übte; damit gefährdete er sich selbst. Er habe es sich zur Pflicht gemacht, schreibt er in Aarburg, ^{7*} „über die Schwächen eines jeden mit aller möglichen Liberalität hinwegzuschlipfen. Freilich darf ich mir nicht schmeicheln“, folgt das Eingeständnis seiner schwachen psychologischen Urteilskraft, „ein großer Menschenkenner zu sein, indem ich mich nicht selten am Menschen betrogen habe.“ Er begnügte sich indes lieber mit den Vorstellungen, die er sich von den Menschen machte. Nichts betrübte ihn mehr als ein Mann, für den er alle Achtung verloren hatte. Und da er sich diesen Anblick ersparen wollte, litt er auch an einer zugegebenen Leichtgläubigkeit: „Von meiner Jugend an den Umgang mit Leuten gewöhnt, die mich eben so wenig als ich sie zu betrügen suchten, wurde es mir zur Gewohnheit, nicht den geringsten Zweifel in ihre Versicherung von Treue oder Freundschaft zu setzen.“ Seine Meinung war freilich, daß er durch die Erfahrung der Revolutionszeit gewitzigt sei und seither „etwas Verschlagenes“ besitze. Mit der Bequemlichkeit, deren er sich anklagt, stimmte es eher. Sie trug auch dazu bei, daß er es nicht auf Biegen oder Brechen ankommen ließ.

Diese kleinen Schwächen, die für die Reinheit des Charakters sprechen, verraten einen Mann, der das schöne, friedliche Verhältnis des Vaterhauses auf die Welt übertrug und in kürzester Zeit dabei scheitern mußte. Am Schlusse der Skizze steht ein mit den Menschlichkeiten versöhnendes Bekenntnis, in dem die dem Vaterland ergebene Liebe als sein Edelstes aufleuchte: „Wo ich liebe, liebe ich recht, und mein Vaterland über alles.“ —

Der große Uebergang eines gealterten Lebensgefühls in die unbeschwerteren, ungebudeneren Auffassungen

^{7*} Zentral-Bibliothek Zürich, Familien-Archiv Hirzel, Nr. 2926.

der Revolution legte auch in Reding den Keim einer innern Wendung. Er war tief verwurzelt in der Welt des Alten, und seine traditionellen Bindungen machten es ihm schwer, sich über die Anschauungen der regierenden Kaste zu erheben. Daß er aber nicht unempfänglich für das notwendige Neue war, zeigt sein Eintreten für den Wunsch der Untertanen nach Freiheit.

Er reiste als Gesandter in den neunziger Jahren in die ennetbirgischen Vogteien, ahnungslos und frisch aus dem spanischen Dienst, und erlebte zu seiner quälenden Scham, welch ungerechte Verhältnisse hier herrschten. Keine Rede war mehr von dem ungeschriebenen Gesetz der Gerechtigkeit gegenüber den Untertanen. Wo aber die Gerechtigkeit die Herrschaft nicht mehr begründete, sammelte sich dumpf im Volke der Wille zum Kampf um die Gleichheit. Empört berichtete Reding nach seiner Rückkehr den Seinen: „Hätte ich gewußt, mit welchem Mißtrauen und welcher Verachtung man die Gesandten in diesem unglücklichen Lande ansah, würde ich eine Gesandtschaft dahin nie angenommen haben.“⁸

Durch diese Erfahrung vorbereitet, sollte er durch den Einfluß Zschokkes, dessen Bekanntschaft er 1795 in Bern machte, noch mehr für die neue Idee der allgemeinen Gleichheit eingenommen werden. Wie er vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten 1798 das Wort für die Freilassung der Untertanen geführt zu haben scheint, so brachte er zur Begeisterung des Volkes den Antrag vor die Landsgemeinde, mit einer Freifahne ins Feld zu ziehen. Der wackere Landeshauptmann redete treffliche Worte zu dem versammelten Volke und entflammte es zur Tapferkeit.⁹

⁸ Abriß der Lebensgeschichte, Ms. Archiv Reding, s. auch Brief Redings an Zschokke, Prometheus III, 96, daß die Schwyzer zur Strafe für Vergangenes einen frühern Landvogt als helvetischen Statthalter erhalten hätten.

⁹ Bellmont, 10.

Mit einigen Schwankungen ist Reding bis zu seinem Lebensende der Ueberzeugung treu geblieben, daß die Freiheit aller Schweizer über die alten Standesvorrechte triumphieren müsse.¹⁰

Auch im Erziehungswesen hat sich Reding Verdienste erworben. Als Mitglied des Erziehungsrates drang er auf Verbesserung der schlechten Schulen, unter denen er als Kind zu leiden hatte. Zschokke unterstützte ihn in diesen Bestrebungen auf das wärmste.¹¹

Diese Aufgeschlossenheit, die in den Briefen und Gesprächen mit Zschokke deutlich hervortritt, ließ erwarten, daß Reding sich ganz mit der neuen Zeit befreunden werde. Reding sollte nach den Erwartungen vieler Schweizer die Brücke werden zwischen den in der Vergangenheit groß gewordenen Männern und den neu zur Macht gelangten Helvetikern.¹² Aber Zschokke beobachtete richtig mit der Feststellung, daß die Reding gewohnten politischen Begriffe Grundsätze für ihn waren, auf die er immer wieder zurücksank, wenn er sich zuweilen zu höhern Ueberzeugungen und Ansichten erhoben hatte. Der Versuch, die Verbindung mit den neuen Männern der Revolution herzustellen, scheiterte. Im Schwanken zwischen der Zuneigung zu den neuen Ideen und der Rückfälligkeit in die alten föderalistischen Gedankengänge liegt die Problematik Redings. Seine als Anhänger der demokratischen Regierungsweise erwiesene Abneigung gegen das patrizische System z. B. steht in unlösbarem Widerspruch mit der persönlichen Abhängig-

¹⁰ Der Entwurf der Verfassung an der Tagsatzung in Schwyz 1802 enthielt die Bestimmung, daß die Regierungen sich gegenseitig gegen aufständische Untertanen beizustehen haben. Allerdings sprach sich Reding in der Eröffnungsrede für allgemeine Gleichheit aus. Rigert, S. 143, und Prometheus III, 126.

¹¹ Zschokke, Prometheus III, S. 102.

¹² Wydler, S. 56, Stapfer an Rengger, 14. Mai 1802. Reding wäre von großem Wert gewesen, schreibt Stapfer, „si on avait pu l'apprivoiser et le débernoiser“.

keit von bernischen Patriziern, die dieses System gerade in seiner ausgesprochensten Verknöcherung verkörperten. Es ist verständlich, daß er sich nicht an den für ihn politisch wie moralisch gleich verwerflichen Dolder und seinen Klüngel anschloß. Ebenso mußten ihm die Unitarier theoretisch verstiegen erscheinen und ihre Rücksichtslosigkeit gegen alle Tradition zuwider sein.

Aber bei dem gemäßigten Föderalisten David von Wyß und dem freilich schon etwas alten Säckelmeister Hirzel hätte er die notwendige Förderung erhalten. Reding hat sich offenbar nicht stark um diese Männer gekümmert. Dafür verkehrte er lange vor seiner Reise nach Paris vertraut mit Männern, die weder das Wohl des Landes, noch sein eigenes Bestes im Auge hatten. Er ließ die wahren Vaterlandsfreunde links liegen und lieferte sich den kleinen gekränkten Oligarchen aus, die persönlicher Ehrgeiz in seine Nähe führte.

Gegen diese Entwicklung kämpften auch die freundschaftlichen Anstrengungen Zschokkes und die Warnungen des einsichtigen Stapfer vergeblich.

Vergeblich bemühte sich der wohlgesinnte Zschokke darum, Reding über seine schändliche Umgebung die Augen zu öffnen. Ihr Gespräch, bevor Reding mit den unüberlegten außenpolitischen Schachzügen begann, ist äußerst bezeichnend für die Denkart des Landammanns:

„Ich mahnte ihn“, schreibt Zschokke, „er solle seine Stellung nicht verkennen, nicht bloß Haupt einer Partei, sondern aller Parteien sein, nicht nur den Rat der bernischen Patrizier, sondern auch die Stimmen der achtbarsten und gemäßigten Männer der sog. republikanischen Seite hören. — Meinen Sie, antwortete er, ich werde mich zum Büttel der Herren von Bern hergeben? — Aber doch sagt man mir, Herr Diesbach von Carouge sei Ihr vertrautester Rat.¹³ Nun ja doch, antwortete er, ich will ihn als Gesandten an den Wienerhof schicken. Und eben den können selbst die Patrizier nicht leiden.“ Dann, als Reding fragt, welchen Rat ihm Zschokke eigentlich geben

¹³ Zschokke, Prometheus II, S. 4, hatte ihm von diesem Mann sehr abgeraten und an seiner Stelle Bonstetten vorgeschlagen.

könne, und Zschokke rät, sich mit den kenntnisreichsten und tugendhaftesten Männern aller Parteien zu umringen, wobei die Mäßigung die größte Tugend der Zeit sei, verteidigt sich Reding: „Sie kennen meine jetzigen Freunde nicht. Sie sind alle miteinander alte Magistrate, erfahrene Staatsmänner, rechtschaffene Leute, die das Vaterland lieb haben und das Volk besser kennen als die Advokaten, Notarien, Doktoren und Schulmeister.“¹⁴

Reding war also vor seinen falschen Freunden gewarnt. Auch Stapfer hat in die gleiche Kerbe gehauen.

Nach dem 18. April 1802 drückte er sein Bedauern aus, daß Reding nicht der „Vereinigungspunkt aller noch so verschieden denkenden Vaterlandsfreunde“ geworden sei, und fügte hinzu: „Ich warnte Sie gleich am ersten Tag, da ich Sie hier in Paris zu sehen die Ehre hatte, daß Ihre habituelle Gesellschaft und die Ueberzeugung, daß Sie in den Händen eines Komitees exaltierter Berner seien und mehr die Leidenschaften dieser Enragés, als Ihre eigenen Grundsätze verteidigten, Sie depopularisieren und Ihnen den Kredit bei der Nation allgemach nehmen werden. Das ist dann auch erfolgt.“¹⁵

Reding hat diesen redlichen Räten kein Gehör geschenkt. Im Umgang mit Menschen, auch wenn dieser nach allgemeinem Urteil schlechte Folgen hatte, war er hartnäckig und schwer belehrbar. Aus reiner, falsch verstandener Treue zu dem einmal gegebenen Wort, neben dem Groll über den Bonaparte zugeschobenen Wortbruch, führte er den unglücklichen Gedanken aus, Diesbach nach Wien zu senden, zu erfolgloser Betriebsamkeit.

Ueber den Sieger von Rothenturm war nicht genug Rühmens. Man feierte Reding als Retter der schweizerischen Kriegsehre, und sein Name übte auf die Mitwelt im In- und Auslande eine tiefe Wirkung aus.¹⁶

¹⁴ Zschokke, Prometheus III, S. 114.

¹⁵ Stapfer an Reding, 13. Mai 1802, Bundesarchiv.

¹⁶ J. G. Schultheß hat in vier veröffentlichten Gedichten (Zürich 1802) „Vater Reding“ ein Kränzchen gewunden, worin sich der Vers findet: „Er führt aus der dürrn Einheitswüste, das Volk wieder ins Quellenland heim“. Vgl. auch das Gedächtnisgedicht von W. Wordsworth zu Ehren Redings, angesichts eines Votivsteines am Thunersee, den ihm Freunde 1818 stifteten. Ferner Hottinger, S. 169, wo sich der Eindruck, den Reding auf eine ganze Generation machte, klar widerspiegelt.

Dafür sind wegen der Pariserreise, der Gesandtschaft Diesbach und dem Wallis, kurz wegen der ganzen Aktivität Redings als Landammann, einige Geschichtsschreiber mit Reding scharf ins Gericht gegangen. Das Urteil von Hilty u. a. hat viel Wasser in den Wein des Kriegeuhms gegossen.

Hilty schreibt: „Zu einem Staatsmanne leitender Art fehlten durchaus Anlage und nötige Selbständigkeit. Er war im Privatleben ein rechtschaffener, aber durchaus mittelmäßiger Mann, von bescheidenen geistigen Gaben und geringer staatsmännischer Bildung, so wie sie oft in einem kleinern Rahmen und besonders günstigen Verhältnissen zeitweise überschätzt werden und dann in einem größern Gesichtskreis sich nicht bewähren.“¹⁷ Auch der bernische Staatschreiber Mutach findet viel an Reding auszusetzen: „Als erster Staatsmann der Schweiz berufen, erlag er und mit ihm ein Teil seines erworbenen Ruhmes unter der Last und Schwierigkeit der Aufgabe, aus Mangel der auf diesem Standpunkt erforderlichen Umsicht, Welt Erfahrung und eines bei der Verderbnis des Zeitalters hinreichend tief eindringenden Scharfblicks.“¹⁸

Es soll hier nicht beschönigt werden, daß Alois Reding auf seinem Posten als Landammann keine Lorbeeren erntete, und doch sind die vorliegenden Urteile in dieser Form unzutreffend, erstens, weil sie teilweise falsch sind, dann weil sie ein schiefes Bild seines Versagens vermitteln. Einmal verfügten diese beiden genannten Kritiker über keine genaueren Kenntnisse der Zusammenhänge. Sie setzen ferner die erschwerenden Umstände seiner Tätigkeit nicht in Rechnung.

Hiltys geringschätziges Urteil über Redings politische Bildung z. B. läßt sich durch Äußerungen des Zeitgenossen Zschokke, des engen Freundes Redings, weitgehend widerlegen. Liest man die zwischen diesem und Reding 1799 geführten Gespräche, so erhält man einen ganz andern Eindruck als durch Hiltys abfällige Kritik.

„Oft in unsern Ansichten auseinanderweichend“, erzählt Zschokke, „vereinigten wir uns darin, daß für künftige Selbständigkeit und

¹⁷ Hilty Oeffentliche Vorlesung über die Helvetik, S. 438.

¹⁸ Mutach, Revolutionsgeschichte der Stadt Bern, S. 156.

Neutralität der Schweiz in europäischen Kriegen, sowie für die Entwicklung des nationalen Lebens, weder die damalige Verschmelzung aller Kantone in eine einzige Republik taugen könne, noch die ehemalige verworren zusammengestellte Eidgenossenschaft mit ihren ungebundenen Ortssouveränitäten ohne eine kraftvolle Bundesregierung. Redings Grundgedanke zu jener Zeit über eine der Schweiz angemessene Verfassung, wodurch sie in sich, bleibend gefestigt und beruhigt, den nebenbuhlerischen Nachbarmächten die Handhabung einer strengen Neutralität gewährleisten könnte, näherte sich sehr jener Staatseinrichtung, unter welcher die Nordamerikanischen Vereinigten Staaten stark und blühend stehen. Er wollte einen Bundesstaat, mit aller Freiheit der Kantone für ihre selbständige innere Verwaltung. Eine gesetzgebende Tagsatzung für allgemeine Angelegenheiten der Schweiz, zu welcher die Abgeordneten der Kantone ohne bindende Instruktion erscheinen, mit Ausnahme von Entscheidungen über Krieg und Frieden und eine allgemeine Bundesregierung zur Vollziehung der Gesetze, stark genug dafür, aber nicht mächtig genug, die Schicksale der Nation zu entscheiden oder die Freiheiten und Rechte der Kantone beeinträchtigen zu können. Als geborener Bürger einer Landsgemeindlichen Demokratie war er kein Freund der oligarchischen Patriziate. Er wünschte das demokratische Element überall in der Schweiz herrschend zu sehen und glaubte nur durch Freiheit Aller könne die Schweiz erst blühender und stärker werden.¹⁹ Hier zeige sich eine verständige Aufgeschlossenheit, von der man auch für die Zukunft Wertvolles erhoffen konnte.

Daß Reding auf seinem Posten als Landammann nicht die in ihn gesetzten Erwartungen erfüllte, hatte seinen Grund, wie wir es vorgehend geschildert haben, in den Schwierigkeiten der Verhältnisse, zu deren Ueberwindung es ihm aber nicht an Gaben des Verstandes mangelte. Näher als die beiden unduldsamen Beurteiler von Redings Persönlichkeit, dringt Dunant in die Gründe von Redings innerem Versagen, wenn er schreibt: „Reding, un homme de caractère loyal, décidé, mais dépourvu de l'habileté et de la dissimulation qui permettent de se plier aux négociations diplomatiques.“²⁰

Redings Auftreten fehlte die diplomatische Gewandtheit. Von Schwyz nach Bern versetzt, änderte er sich

¹⁹ Zschokke, Prometheus III, 107.

²⁰ Dunant, Quellen zur Schweizergeschichte, 19. Bd., 106.

nicht und blieb in der obersten politischen Stelle des Staates, was er immer war: mit jeder Faser Soldat.

Werfen wir unter diesem Gesichtspunkt einen Blick auf Redings politische Tätigkeit in der Helvetik.

In der unvermuteten Reise nach Paris lag ein unterschiedenes Zielbewußtsein. Als Ueberraschungsmanöver mußte sie dem Militär Bonaparte in die Augen stechen wegen der spontanen Unmittelbarkeit, mit welcher der zentrale Punkt der Entscheidung aufgesucht wurde. In großer Besorgnis zwang sich Stapfer zu einem halb spöttischen Ton und schrieb über die Fahrt des Landammanns dem Freunde Rengger: „Die Eskapade von Reding gefällt Bonaparte zuverlässig wegen des Romanesken. Auch ist er schon lange für ihn als Helden eingenommen.“²¹

In Bern, im Senat, trat Reding in militärischem Stil auf, sehr kurz, gehalten, un peu dans le genre de Bonaparte.²² Die spätern Schwächen seines Handelns beruhten auf der mangelnden Anpassung, und diese ging zurück auf den Inbegriff der militärischen Ehre, durch die er sich auf keine Konzession einließ. Weigerte er sich doch mit der ihm eigenen Steifnackigkeit, die ebenso der klaren Starrheit seines Soldatentums entsprach, wie sie alles Diplomatischen spottete, den französischen Forderungen bezüglich des Wallis nachzugeben, als ob ein schlagfertiges Heer zur Verteidigung seiner Schroffheit hinter ihm stände! Eine Ehrenverpflichtung erblickte Reding in der Sendung Diesbachs nach Wien, den er schon zum Gesandten in Paris ernannt hatte, und auch hierin stärkte ihn die soldatische Ueberzeugung, daß er berechtigt sei, nach Bonapartes Bruch der Abmachungen die Beziehungen zu fremden Höfen aufzunehmen. Dies hieß aber in seinen Augen den Kriegszustand wieder er-

²¹ Stapfer an Rengger 6. Dezember 1801, Wydler

²² Fr. v. Wyß, Leben, 372.

öffnen. Schließlich vor die Gefahr abermaligen Umsturzes gestellt, gab er als einzige Antwort die Drohung mit Gewalt.²³

So bleibt im Bilde des Soldaten zuletzt nur die Frage offen: Warum vertraute er sein Glück nicht am Ende den Waffen?

Er stand unter dem verhängnisvollen Mißgeschick, in Bern über kein Militär zu verfügen. Ohne Zustimmung des Besatzungsgenerals Monrichard ließ sich nichts mit den helvetischen Mannschaften Andermatts unternehmen. Auf die bernische Miliz, die am 28. Oktober beim Regierungssturz etwas mitgeholfen hatte, durfte man zur Regierungserhaltung nicht rechnen; denn die bernischen Häupter waren ja nun einig mit Dolder wegen der Millionen der englischen Fonds. Reding hätte seine Schwyzer nach Bern befehlen müssen. Ein Gedanke, der sich im Hinblick auf die mehr als mangelhafte Bewaffnung und die politische Ueberwachung seiner Landsleute von selbst erledigte. So stand er ganz allein. Auch die Zürcher Freunde verspürten keine Neigung zu Gewaltsamkeiten. Im Gegenteil, sie resignierten lieber, obwohl sie die Größe der Gefahr voll verstanden.²⁴ Daß er aber trotz der Ungunst äußerer Umstände nicht das Aeüßerste wagte, lag im Menschen, an der Beschaffenheit des Charakters.

Für Ehrendinge war Reding überverletzlich. Grundsätze der Ehrenhaftigkeit regelten sein Leben auf Schritt und Tritt. Er kam nicht darüber hinweg, wenn man ihn

²³ Prometheus III, 114. Reding zu Zschokke: „Ihre Einheitsmänner geben in keinem Stück nach. Sie wiegeln die Leute auf und wollen nur revoluzzern. Damit hat es aber nun ein Ende. Und will es nicht bessern, wird man in der ganzen Schweiz es Faust gegen Faust mit ihnen ins Reine bringen.“

²⁴ Oechsli, Jahrbuch, 236; Hirzel, Brief vom 16. März 1802: „Renggers Hauptplan zielt dahin, Reding wegzusprenge, der ihm ein Dorn im Auge ist“. 240, derselbe: „ich reize den Parteigeist nicht auf“. Auch Wyß schreibt schon im Januar 1802 vom Resignieren Wyß, Leben, 302.

hier kränkte, wo er in seiner Ritterlichkeit rückhaltlos vertraute. Seine Politik war höchst persönlich, ganz erfüllt von gefühlsmäßigen Antrieben. Tat die Gegenseite dann nicht, was sie nach seiner ehrlichen Auffassung zu tun verpflichtet war, so bemächtigte sich seiner nicht Trotz und Widerstand, sondern Entmutigung und unveröhnlicher Gram.

Den ersten schweren Schlag für sein Selbstvertrauen bedeutete die Nichterfüllung der Pariser Versprechungen. Nicht verwinden konnte er, daß auch der Freund Zschokke von Bern abreiste und ihn im Stich ließ.²⁵ Dann regte sich der Widerstand im Senat gegen die Verfassung, nachdem alles im Blei schien. Vor Leidenschaft erstickte Reding fast. Er konnte nur wenige Worte hervorbringen.²⁶ Und ganz sank ihm der Mut, als er sich aus Diesbachs Berichten klarmachen mußte, daß nichts von Oesterreich zu hoffen war, auf das er so gebaut hatte.²⁷ Der in seiner Abwesenheit durchgeführte Staatsstreich fand ihn zuerst ruhig und ergeben. „Er sagte, daß er genug regiert habe“, schreibt Verninac. Aber bis zum Abend des Tages seiner Rückkehr nach Bern war er ein ganz anderer Mensch. Die Berner hatten Zeit gehabt, ihn zu erregen. Er forderte Rüttimann auf Pistolen und erklärte, die Sache müsse zwischen ihnen beiden ausgetragen werden.²⁸

Es ist das letzte Aufflammen einer militärischen Geste. Ein Protest an Bonaparte und die Veröffentlichung der mit ihm gepflegten Verhandlungen sind das Ende des grollenden Rückzuges.²⁹

²⁵ Prometheus III, 116. „Reding machte mir Vorwürfe, daß ich ihm meinen Beistand entzöge, ich ihm, daß er seinen frühern und bessern Grundsätzen untreu geworden sei.“

²⁶ Fr. v. Wyß, 391.

²⁷ Tschumi, 75.

²⁸ Arch. Etrangères Suisse, Mém. et Documents 38—39, 264. — Gesandtschaftsbericht Verninacs, 20. April 1802, vgl. Helvetia, Bd. I.

²⁹ Aktenstücke und Bericht über die Verhandlungen des ersten Landammanns mit dem ersten Konsul, Dezember 1801 bis 7. Januar 1802 (Bern, 1802).

Sein redliches, leicht gewinnbares Wesen paarte sich weder mit Weisheit noch mit zwingender Härte, die ihm die Sicherheit des Auftretens in der schlüpfrigen Zeit verliehen hätten. So aber besaß er, fortgetrieben in dem Klüngel schlechter Räte, kein klares Bild, wie folgeschwer seine Anordnungen wirkten; und die tätigen, schlaun und an keiner Charakterhemmung leidenden Gegner sahen einen in seiner Anständigkeit wehrlosen Mann vor sich. Das instinktive Fingerspitzengefühl für Personen und Situationen gingen ihm ab, wobei eine merkwürdige, fast fantasielose Nüchternheit auffällt. Ein besonders auffälliges Beispiel ist der Brief, den Reding unmittelbar nach der Audienz bei Bonaparte an seine Brüder abschickte und in dem er nicht mit einem Wort seine Eindrücke erwähnt, als ob er das Gewaltige dieses Menschen nicht empfunden hätte.

Dagegen war er in stoischer Ruhe und Selbstüberwindung dem Geschehe gewachsen. Mit Stolz erfüllte es ihn, daß er es im gelassenen Hinnehmen von Glück und Unglück mit den alten Römern aufnehmen konnte.

Diese Rechenschaft sich selbst gegenüber findet in einem aus der zweiten Gefangenschaft in Aarburg an Zschokke geschriebenen Brief ihren Niederschlag:

„Mir ist wohl“, schrieb Reding, „wenn schon in der Gefangenschaft, indem ich mir während dieser ganzen Zeit so ziemlich gleich geblieben bin, und es mir zur Regel gemacht habe, mich im Glück nicht zu übernehmen, und unter den Schlägen des Schicksals nicht unter mich hinab zu sinken.“ Von dem Ton im Briefe eines jungen Verwandten sehr erfreut, der die Festigkeit des Gefangenen im Unglück rühmt, fährt er fort: „Dies war einst die Sprache der Römer und ist und bleibt noch die einiger Schweizer.“³⁰

Mit der Sprache stimmt die Tat überein: Ein französischer General wollte ihm vor der Gefangensetzung zur Flucht verhelfen. Er lehnte ab und sagte zu dem ihn verhaftenden Offizier nur in stolzer Würde: „Es hätte nur an mir gelegen, meine Freiheit zu bewahren; aber da ich

³⁰ Zschokke, Prometheus III, 123.

die meines Vaterlandes nicht bewahren konnte, ist die meine mir gleichgültig.“³¹

Diese männliche Stetigkeit, die aus der Zeit servilen, intriganten, sich bereichernden Strebertums herausragt, machte auf die Mit- und Nachwelt tiefen Eindruck. Das Auge des Freundes erfaßte den Kern von Reding richtig. Er war ein edelmütiger, ritterlicher Mann. Bescheiden im Glück, ungebeugt und großsinnig im Unglück, bieder und wortfest, ohne Arg und ohne Furcht.³² An Anlagen fehlte es nicht, dafür spricht eine natürliche Aufgeschlossenheit; aber die schlechte Schule der Heimat vernachlässigte ihre Ausbildung, und in Spanien ist er ganz in einen militärischen Gesichtskreis hinein gewachsen, der ihn zu einer größeren Rolle ungeeignet machte. Genügte er nicht auf dem diplomatischen Parkett, so ist der Mann Alois Reding als Charakter auch heute ein Beispiel altschweizerischer Tugend.

In den höchsten Tönen ehrte Abt Küttel den Toten in einer Votivtafel, die er dem treuen Sohn der Kirche setzen ließ: *Cujus nomen summa laus.*

³¹ Secrétan, 160.

³² Zschokke, Prometheus III, 129. Vgl. auch Secrétan, 161: „Reding reste une des gloires les plus populaires de notre patrie...“ und Hottinger, 169.

Anhang.

(Die nachstehenden Briefe befinden sich im Original im Familienarchiv Reding, Schwyz.)

Brief von Zschokke

Freiheit — Gleichheit.

Luzern, 23. 2. 99.

Heute, mein teuerster Freund, war nun der unfehlbar von mir bestimmte Tag, zu Ihnen nach Schwyz zu kommen, teils um Sie endlich nach der langen Trennung einmal wieder an mein Herz zu drücken, teils mich mit Ihnen und dem B. Schuler über die historische Arbeit zu unterhalten. Statt meiner kömmt ein Brief. Es ist mir wieder durch einen Strom dringender Arbeiten unmöglich geworden. Noch vor einer Stunde glaubte ich, heut Mittag abreisen zu können und bestellte deswegen eine Gesellschaft guter Freunde ab, die sich diesen Abend bei mir versammeln wollten.

Ich bin sehr mißvergnügt darüber und kann es doch nicht ändern. Gerade in diesen kritischen Tagen ist meine Gegenwart in Luzern notwendiger als je.

In der künftigen Woche sende ich Ihnen das erste Heft des Genius.

Bestimmen Sie mir gütigst mit umgehender Post die geeignetsten Tage, an welchen Sie sich wollen zeichnen lassen? Ich sende Ihnen einen sehr geschickten Künstler auf meine Kosten, denn ich will Ihr Portrait zum Kupferstich haben, es koste was es wolle! Sie sind einer von den seltenen Schweizern, die mir und allen Schweizern ehrwürdig sind, auch wenn Sie nicht mein zärtlich geliebter Freund wären.

Endlich noch meine letzte und dringendste Bitte. Senden Sie mir mit umgehender Post Ihr historisches Manuscript.

Ich will keinen Auszug davon machen, sondern es ganz umständlich zur Ehre der Schweiz, so gut ich kann, bearbeiten. Sie sollen es vor dem Druck noch in meiner Umarbeitung lesen! — Aber senden Sie mir, was Sie vorrätig haben, weil es bald angefangen sein muß, wenn ich nicht eine andere große Arbeit unternehmen soll, die mich dann zu lange von Ihrer Geschichte zurück hielte. Ich hoffe Sie erfüllen meine Wünsche.

Kommen Sie doch für ein paar Tage zu uns nach Luzern.

Noch eins, würden Sie das Oberkommando über ein Corps annehmen (nicht unter den 18 000), wenn es Ihnen zur Verteidigung des Vaterlandes übertragen würde?

Behalten Sie mich lieb — grüßen Sie Ihren lieben Vater, Ihre ganze Familie und den biedern B. Schuler.

Ihr Zschokke.

Noch einmal vergessen Sie nicht die Materialien zu Ihrer Geschichte in der andern Woche zu übersenden, wenn Sie nicht selbst kommen können.

Antwort Redings an Zschokke.

Entwurf? (Copie von der Hand Redings.)

Schwyz, 25. 2. 99.

Ihre Aufforderung, mein teuerster Freund, ist so dringend und freundschaftlich, daß ich keinen Augenblick würde angestanden haben, mich sogleich nach Luzern zu Ihnen zu begeben, hätte nicht meine Amtspflicht mir das würdrige geboten. Statt meiner kömmt aber Bürger Schueler, welcher Ihnen noch morgen Abends unser historisches Manuskript vorlegen und sich mündlich mit Ihnen darüber beraten wird.

Ihren gütigen Antrag, mir einen Künstler auf Ihre Kosten für mein Portrait zu zeichnen nach Schwyz zu schicken, kann ich nur dann annehmen, wenn Sie mir versprechen, daß auch der gleiche auf meine Kosten das Ihrige für mich zeichnen dürfte. Gefällt Ihnen dieser Vorschlag, so schicken Sie solchen nächsten Freitag oder Samstag anhero.

Ueber die Frage, ob ich das Oberkommando über ein Truppenkorps annehmen würde, wenn man mir solches zur Verteidigung des Vaterlandes übertragen sollte, muß ich Ihnen freundschaftlich die Ursachen entdecken, welche mich bewegen würden, ein solches auszuschlagen.

Ich habe einen ehrwürdigen 74jährigen Vater, der schon 33 Jahr so väterlich für mich gesorgt hat, daß ich mit der allersorgsamsten Pflege und Sorgfalt, die ich für sein Leben haben werde, ihm das nie auch nur zum Teil werde erstatten können, was ich ihm schuldig bin, dessen einzige Hülfe und Beistand er an mir hat. Diese Pflicht als Sohn und die als Vater, welche mir nicht nur gegen mein eigenes Kind, sondern gegen zwei noch unerzogene, vaterlose Nepoten obliegt, scheinen mir so wichtig, daß ich mich selbst beschuldigen müßte, wenn ich solche bei den dermaligen Umständen verlassen sollte. Zwar ist es wahr, daß die Pflicht gegen das Vaterland, wenn solches in Gefahr ist, bei jedem wahren Republikaner die erste sein soll. Auch fühlte ich diese Ansprüche und übernahm das Kommando unserer damaligen Landtruppen, ungeachtet der bedenklichen Lage

meiner Familie. Das Verhältniß war aber ganz anders, es befand sich sozusagen niemand hier, der sich meine Stelle zu vertreten getraute, wirklich aber, da wir Schweizer nur eine Familie ausmachen, zählen wir so viele erfahrene und geschickte Offiziere in selber, daß dergleichen Stellen gewiß ohne Umstand mit Männern, die alles Zutrauen verdienen, zur Genüge können besetzt werden.

Brief Zschokkes 27. 2. 99.

Freiheit — Gleichheit.

Nachts, Luzern 27. 2. 99.

Nichts anders als mit der tiefsten Rührung blätterte und las ich bis spät in die Nacht das mir von B. Schuler zugesandte M. [= Manuskript]. O mein verehrungswürdiger Freund, wer wird es lesen können, ohne Schmerz ergriffen zu werden!

O mein teuerster Freund, die Freiheit der Schweiz ging nicht beim Kampf bei Morgarten unter. Eine alte und gewiß mangelhafte Form ging unter, aber die Seele blieb. — Der Schweizer ist doch immer Schweizer, unsere Freiheit ist doch unzerstörbar. Die Revolution war eine politische und moralische Notwendigkeit. Täglich überzeuge ich mich daran mehr. Am Ende können wir noch immer dem Himmel danken, daß unsere Revolution durch ein republikanisches Volk und nicht durch den Kaiser gemacht wurde. — Hätte Frankreich nicht so männlich dem Wienerkabinett widerstrebt: so wäre die Schweiz unausbleiblich zwischen den beiden großen Mächten zerteilt worden.

Ich will hier nicht weitläufiger werden, sondern nur Ihnen meine Grundsätze aufstellen, nach welchen ich glaube, daß die Revolutionsgeschichte des Kantons Schwyz der Welt vorgelegt werden müßte, und wie ich diese Geschichte nach den mir gütigst mitgeteilten Quellen bearbeiten will.

1. Nur beiläufig muß die Revolutionsgeschichte der andern Kantone und nur soviel als zur Aufklärung der schwyzerischen und der ehemaligen kleinen Kantone überhaupt nötig ist, dargestellt werden.

- a. Teils weil doch die Revolutionsgeschichte der andern Kantone nur mangelhaft behandelt werden könnte,
- b. teils damit der edle Kampf der kleinern Kantone und vorzüglich der von Schwyz besonders anschaulich hervorspringe.

2. Der Kampf der kleinern Kantone, besonders zuletzt der von Schwyz, war edel, gerecht, ruhmwürdig unter den Verhältnissen, wie er begonnen und beendet ward.

3. Die Wahrheit soll immer und ewig gelten, doch auch die Wahrheit: daß durch die Reunion und Verschmelzung aller Kantone, durch die Befreiung der Untertanen, durch die allgemeine Herstellung der Rechtsgleichheit Helvetien seine Freiheit nicht verloren hat.

4. Daß Helvetien, welches seit Jahrhunderten mehr oder weniger von seinen mächtigen Nachbarn dependent war, bei dem allgemeinen Frieden durch Klugheit und Energie, bei seiner gegenwärtigen Vereinigung, leichter eine Independenz gewinnen könne, als es vormals bem Foederativsystem möglich war.

In der andern Woche spätestens schicke ich einen geschickten Künstler nach Schwyz, auch mein Bild sollen Sie haben.

Ewig Ihr Freund Heinrich Zschokke.

Antwort Redings an Zschokke. (Entwurf.)

Schwyz, 4. März 1799.

Teuerster Freund!

Die Grundzüge, nach welchen Sie die Revolutionsgeschichte des ehemaligen Kantons Schwyz der Welt vorzulegen gedenken, leuchten mir gänzlich ein, ich erfreue mich recht herzlich, daß unser Ms. so glücklich gewesen, in Ihre Hände zu fallen. Sie werden in demselben einige Bemerkungen finden, welche zuviel Sensation auf das Volk machen könnten, und daher wünschte ich, daß Sie nie vergessen möchten, dasselbe nur unter zwei verschwiegenen Freunden und nie in der Absicht gemacht wurde, selbe mit der Geschichte drucken zu lassen. Ihrer Klugheit und Einsicht soll es also gänzlich überlassen sein, denjenigen Gebrauch davon zu machen, so sie gut finden.

3. Brief Zschokkes an Reding.

Luzern, den 10. Mai 1799.

Nein, mein lieber, stets verehrter Freund, ich habe Sie nie, auch in der schrecklichen Aufstandsepoche, auch mitten unter allen bösen Gerüchten, die namentlich gegen Sie gingen, niemals verkannt. Ich habe nie aufgehört, Ihr Verteidiger zu sein gegen Jedermann, und mich Ihrer Ehre, Ihres guten Namens so anzunehmen, wie es der rechtschaffene Freund soll. Und obwohl ich damals die nähern Umstände vom Aufstand nicht kannte, kannte ich doch Ihre biedere Denkart, Ihren Edelsinn, der sich in keiner Rebellion beschmutzt, Ihre Klugheit, welche keine Tollhäuslerei billigen kann. Was ich also in jenen Tagen tat und sprach, war von meiner Seite weder Uebereilung noch Verdienst.

Aber in Angst und Sorge für Sie und Ihre teure Familie waren meine Gedanken unaufhörlich nach Schwyz gerichtet, ich sah das Fürchterliche Ihrer Lage, meine Einbildungskraft malte mir alle Ihre Leiden und ich litt mit. —

Gott sei Dank, daß alles noch so geendet ist! Die ersten Nachrichten von Ihrem männlichen Betragen während der Tumulte war für mich ein Triumph. Die Unschuld wird und soll gerettet werden. Unser Direktorium ist gewiß gerecht, sobald es nur von seinen Beratern recht berichtet wird. Ihr Brief hat mich so gefreut, daß ich ihn vielleicht noch heut dem B. Direktor Ochs zum Lesen mitteile. Zeigen Sie sich nur mit Ihrer alten Entschlossenheit, Kraft und Tätigkeit für die Aufrechterhaltung der guten Sache und alles wird gut gehen.

Der Mai ist da und nun denke ich noch in diesem Monate Sie in Schwyz zu umarmen und Ihnen die Urkunde zur Geschichte der Waldstätte und Schwyzer mit meinem Dank persönlich zu überbringen. Ich erwarte nur das schönere Wetter zur Abreise. Daß B. Ayre aus dem Direktorium entlassen und b. Senator Dolder an seiner Stelle ernannt ist, werden Sie schon wissen.

Gruß und Bru(derliebe?)

Heinrich Zschokke.